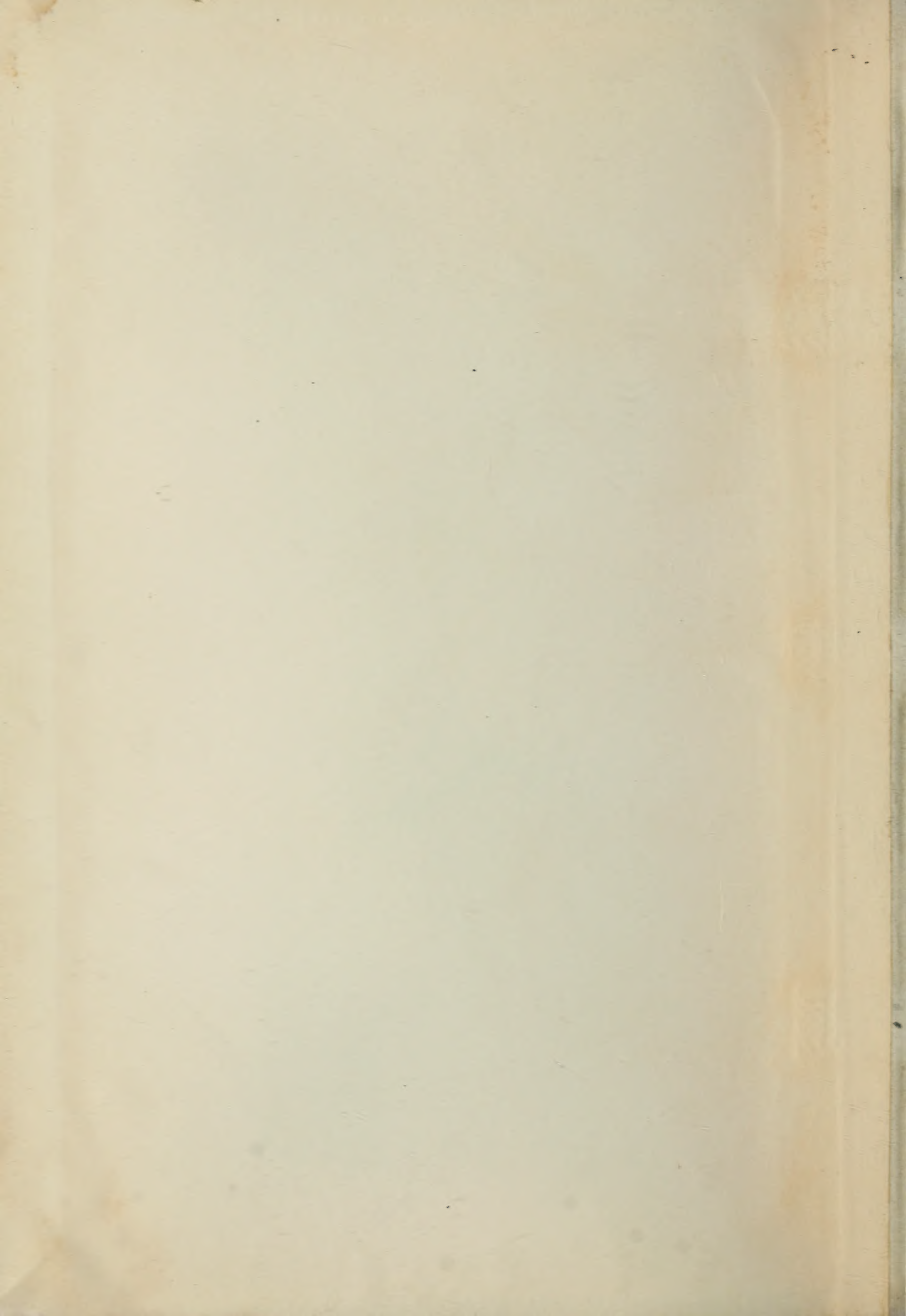
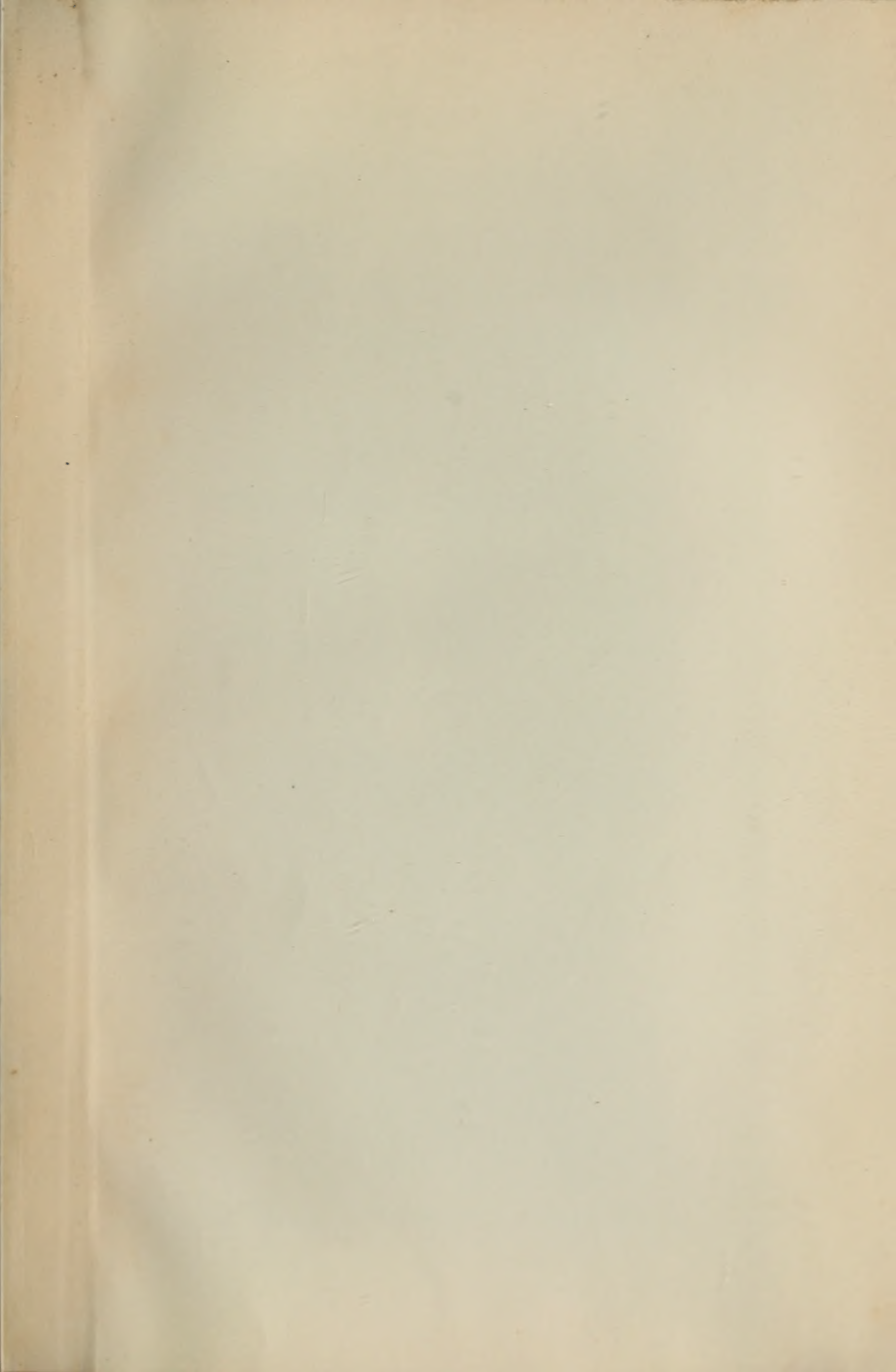
TEUFFEL

INDIVIDUELLE PERSONLICHKEITSSCHILDERUNG IN DEN DEUTSCHEN GESCHICHTSWERKEN DES X UND XI JAHRHUNDERTS





INDIVIDUELLE PERSÖNLICHKEITS-SCHILDERUNG IN DEN DEUTSCHEN GESCHICHTSWERKEN DES 10. UND 11. JAHRHUNDERTS

INAUGURALDISSERTATION

ZUR ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE EINER HOHEN PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT DER UNIVERSITÄT ZU TÜBINGEN VORGELEGT

VON

RUDOLF TEUFFEL
AUS TÜBINGEN

DRUCK VON B. G. TEUBNER IN DRESDEN 1914

Gedruckt mit Genehmigung der philosophischen Fakultät
der Universität Tübingen.
Referent: Professor Dr. W. Goetz.

Tag des Kolloquiums: 24. Mai 1913.

INHALTSVERZEICHNIS.

Seite

Einleitung: Problem. Literatur. Gang der Untersuchung . 1

I. Die Annalen 6

A. Die rein annalistischen Werke 6

B. Werke mehr biographischen Charakters 13

II. Die Bistums- und Klostergeschichten 32

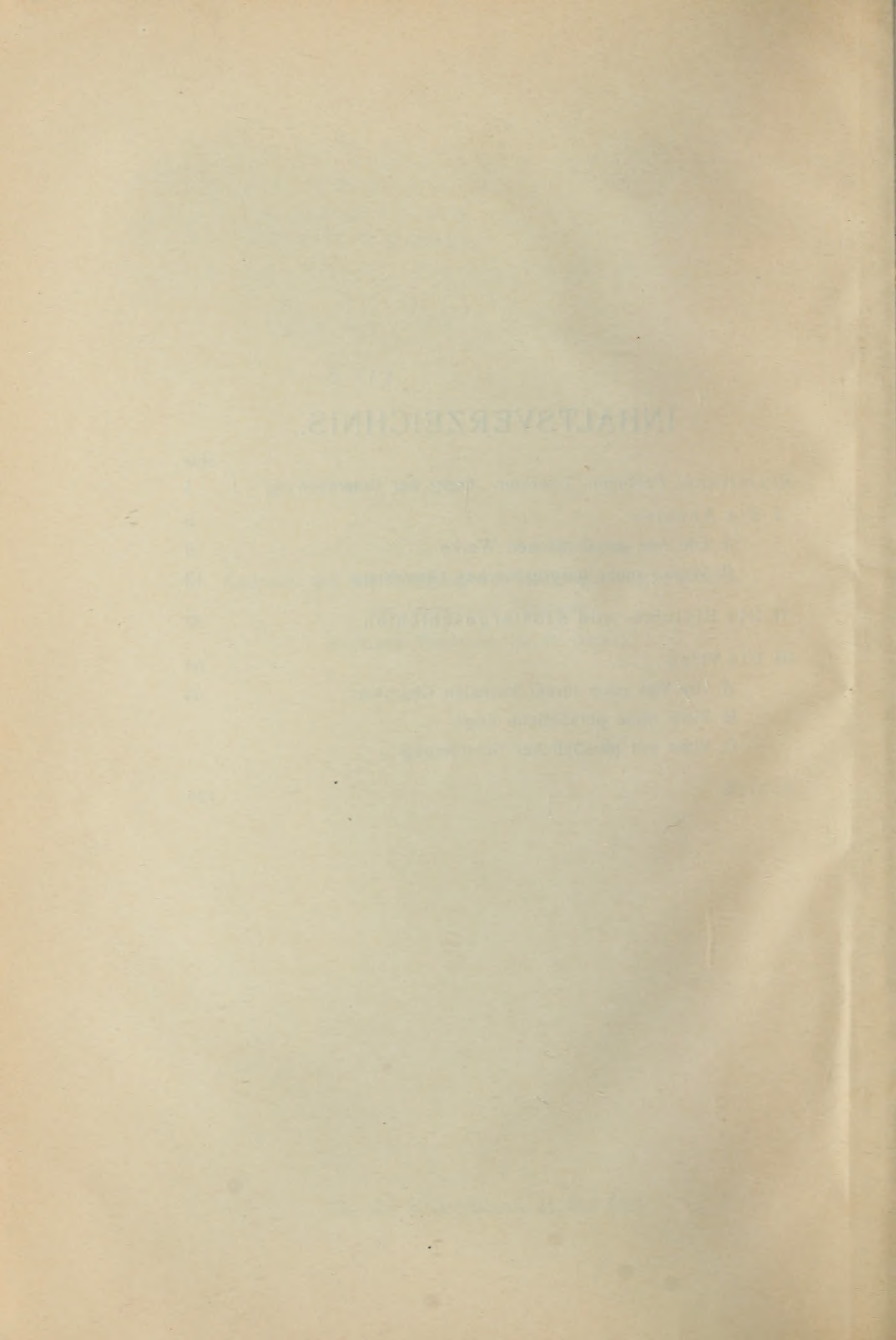
III. Die Viten 64

A. Die Vita nach ihrem formalen Charakter 64

B. Viten ohne persönliche Züge . . . .

C. Viten mit persönlicher Schilderung . . . . . .

Schluß 124



EINLEITUNG.

PROBLEM. LITERATUR. GANG DER UNTERSUCHUNG.

Die vorliegende Schrift beschränkt sich darauf, die historischen Quellen des 10. und 11. Jahrhunderts auf ihren Gehalt an wirklicher Persönlichkeitsschilderung durchzuarbeiten, um so einen Beitrag zur Frage des Individualismus im deutschen Mittelalter zu geben. Der gewählte Zeitabschnitt empfiehlt sich dadurch, daß er uns eine Reihe hervorragender Werke, besonders von Lebensbeschreibungen hinterlassen hat. Die gesamte Literatur des deutschen Mittelalters heranzuziehen, hieße den Rahmen einer Arbeit wie der vorliegenden weit überschreiten. Ausgeschlossen sind auch diejenigen kaum noch zur historischen Literatur zu rechnenden Quellen, die auch Wattenbach nur ausnahmsweise beizieht: die Heiligenlegenden. Nicht besonders eingegangen bin ich ferner, aus mehr äußern Gründen, auf das Selbstbiographische. Eine eigentliche Selbstbiographie ist aus unsrem Zeitabschnitt nicht vorhanden; und der so interessante Ratherius von Verona ist nicht Historiker, sondern Theologe. Sodann aber ist für dieses Gebiet eine das ganze Mittelalter behandelnde Darstellung von G. Misch zu erwarten, von dessen weitausgreifendem Werk über die Autobiographie der zweite Band, der das Mittelalter behandelt, in Aussicht steht.

Die Hauptfrage für die folgende, derart begrenzte Untersuchung soll sein: Wie weit sind die deutschen Geschichtschreiber jenes Zeitalters fähig gewesen, eine bestimmte Persönlichkeit in ihrer Eigenart aufzufassen und darzustellen? Vor und neben dieser Hauptfrage wird allerdings noch eine Reihe weiterer Fragen zu beantworten sein, und es ist vielleicht nicht unangebracht, im folgenden die dabei festzuhaltenden methodischen Gesichtspunkte kurz klarzulegen, an der Hand eines raschen Überblicks über die wenigen bisher erschienenen Untersuchungen, die unsre Frage berühren.

Schon seit langer Zeit findet sich unzähligemal in historischen Werken und Betrachtungen die Klage, daß uns die mittelalterlichen Geschichtswerke so sehr wenig Persönliches bieten; man hat auch schon oft genug zur Erklärung dieser Erscheinung hingewiesen auf den erbaulichen Zweck so vieler von diesen Werken, und auf die asketisch-hier-

archische Weltanschauung der damaligen Gebildeten. Eine genaue Durchforschung der Quellen eigens auf diese Frage hin, mit eingehender Darlegung der Einzelergebnisse, ist aber meines Wissens nie vorgenommen worden. Auch Wattenbachs Werk über die deutschen Geschichtsquellen geht in den allermeisten Fällen sehr rasch gerade über die Frage hinweg, die bei einer Biographie doch besonders naheliegt, ob und wie weit der Verfasser für die Eigenart seines Helden Verständnis zeigt, ob er sie auch uns zum Verständnis bringen kann.

Über die bisherige Auffassung ist dann, nach Jakob Burckhardts Vorgang, insbesondere Lamprecht einen großen Schritt hinausgegangen: er hat aus der Abwesenheit der individuellen Züge, die er aufs neue feststellt, den Schluß gezogen, das deutsche Mittelalter sei gar nicht imstande gewesen, Individualitäten zu verstehen. Er findet es sehr begreiflich, daß die Geistesverfassung des deutschen Volkes noch in der Stauferzeit „jedes individuale Verständnis fremder Persönlichkeit ausschloß“ (D. G. III², S. 211). Für diese Geistesverfassung und insbesondere für die Geschichtschreibung jener Zeit hat er den Begriff „typisch“ geprägt; diese seine Auffassung jener Zeit gehört mit zu den Grundlagen seiner ganzen Geschichtstheorie. Daher hat man sich denn auch in dem nun entbrennenden Kampf für und gegen jene Theorie ganz besonders mit der Geistesverfassung des Mittelalters beschäftigt; es ist Lamprechts Verdienst, das Interesse auch auf unser für die Gesamtauffassung so wichtiges Problem gelenkt zu haben.

Unmittelbar auf seine Anregung zurückzuführen sind eine Reihe von Leipziger Arbeiten, die sich mit der vorliegenden in ihrem Gegenstand berühren und für Lamprechts „typische“ Auffassung den eingehenden Beweis führen wollen. So hat zuerst Johannes Kleinpaul[1]) die typischen Elemente aus den Personenschilderungen der deutschen Geschichtschreiber des 10. Jahrhunderts herauszuheben versucht, um so zu zeigen, daß jene Zeit über das Typische noch kaum hinausgekommen sei. Er kommt auf Grund von mehr als tausend einzelnen Stellen zu dem Ergebnis, daß sich eine ganze Reihe einzelner Züge bei den Helden einer Mehrzahl von Biographien wiederhole und daher als typisch anzusprechen sei, so insbesondere eine Anzahl bestimmter Vorzüge, die sich immer wieder hervorgehoben fänden: daß also die einzelnen Schilderungen nur Abwandlungen der Typen König, Frau, Geist-

1) J. Kleinpaul, Das Typische in der Personenschilderung der deutschen Historiker des 10. Jahrhunderts. Leipzig 1897.

licher seien. Dabei läßt nun aber Kleinpaul den Leser im unklaren, ob er diese „typischen" Züge als dem wirklichen Leben angehörig betrachtet wissen will oder ob und wieweit er sie als Entlehnungen des Schriftstellers von einem bestimmten Ideal her ansieht. Ich meine, mit einer Sammlung stereotyper Wendungen, wie Kleinpaul sie gibt, ist es nicht getan. Es müßte geschieden werden zwischen Typik des Lebens, d. h. solchen Zügen, die zu einer gewissen Zeit bei einer bestimmten Gattung oder Klasse von Menschen mehr oder weniger regelmäßig wiederkehren, und Typisierung des Schriftstellers, der sein Werk nach einem bestimmten Schema, seinen Helden nach einem bestimmten Ideal zu gestalten sucht. Einstweilen aber muß eben Kleinpauls Zusammenstellung der typischen Züge als Notbehelf dienen.

Die folgende Arbeit stellt sich die entgegengesetzte Aufgabe, die Kleinpaul selber (S. 8) als noch zu lösen bezeichnet: „alle individuellen Züge in diesen Personencharakterisierungen hervorzuheben". Daher muß alles, was typisch ist oder scheint, ausscheiden: so bleiben grundsätzlich außer Betracht alle die Schilderungen, die den Abt oder Bischof nur in der regelmäßigen Erfüllung seiner durch die Kanones ja genau geregelten Pflichten zeigen, und ebenso die so häufigen schematischen Tugendregister.

Einen Hauptmangel an Kleinpauls Schrift sehe ich darin, daß er die einzelnen Stellen völlig außerhalb ihres Zusammenhangs, insbesondere auch ohne jede Berücksichtigung des Verfassers verwertet. Im Gegensatz dazu soll im folgenden besonderer Wert darauf gelegt werden, festzustellen, welche literarischen und praktischen Zwecke der jeweilige Verfasser verfolgt; vor allem aber soll stets gefragt werden, wer der Verfasser ist, was für eine Persönlichkeit, in welcher Stellung, und insbesondere, unter welchen äußern Bedingungen er schreibt. Nur unter Berücksichtigung der Absichten jedes einzelnen Verfassers und aller in Betracht kommenden subjektiven und objektiven Verhältnisse wird sich ein Urteil bilden lassen über die Frage, ob wirklich, wie Lamprecht meint, jenes Zeitalter nicht imstande war, eine bestimmte Persönlichkeit zu erfassen.

Dieser Versuch, die Frage eingehender zu behandeln als Lamprecht selber es tut, ist nicht der erste. Ein Schüler Lamprechts, Max Kemmerich, ist dem Problem des „Porträts" auf verschiedenen Gebieten nachgegangen. Zuerst für das literarische, in einer Arbeit über Machiavelli[1]), wo er in kühnem Wurf eine Geschichte des „literarischen Por-

1) M. Kemmerich, Die Charakteristik bei Machiavelli. Leipzig 1902.

träts" zu geben sucht, leider ohne jede stichhaltige Begründung: was er erst beweisen müßte, steht ihm von vornherein fest, die Unfähigkeit des früheren Mittelalters, Individualitäten zu verstehen. Dagegen geben zwei weitere Abhandlungen desselben Verfassers über die Persönlichkeitsschilderung in der bildenden Kunst des deutschen Mittelalters[1]) für ein der Schriftstellerei nahe verwandtes Gebiet reiches Material und viele treffenden Beobachtungen. Er kommt hier[2]) zu dem Ergebnis, „daß das frühe deutsche Mittelalter in den Fällen, in denen es malerische (d. h. individuelle) Porträts schaffen wollte, es auch konnte". Eine eigentliche Geschichte des „literarischen Porträts" hat dann zuerst Kircheisen, ebenfalls ein Schüler Lamprechts, versucht.[3]) Er stellt zu diesem Zweck eine Anzahl Stellen aus den „Geschichtschreibern der deutschen Vorzeit" — die vielen dort nicht aufgenommenen Schriften läßt er ganz beiseite — sowie aus Nibelungenlied und Gudrun ohne jede Verarbeitung zusammen, mit der Tendenz, zu zeigen, daß jene Zeit nur typische Schilderungen zu geben vermochte. Geschichtschreiber und Dichter werden dabei ohne weiteres in einen Topf geworfen, so daß dem mit großer Gewalttätigkeit herbeigeführten Ergebnis jede Glaubwürdigkeit fehlt. — Ganz anders gründlich verfährt Zoepf[4]), der in seinem Buch über das Heiligenleben des 10. Jahrhunderts auch dem Verhältnis zwischen typischer und charakteristischer Schilderung in den Werken dieser Gattung nachgeht, ohne es aber zum eigentlichen Problem machen zu wollen.

Eine Anzahl wertvoller Winke für die methodischen Gesichtspunkte, die für die Untersuchung unsres Problems in Betracht kommen, finden sich in den ausführlichen Rezensionen, die W. Goetz über Kemmerichs[5]) und Bernheim über Kircheisens[6]) Schrift verfaßt haben. Das meiste davon habe ich mir bei meiner Arbeit zunutze zu machen gesucht, ebenso wie einige gute Bemerkungen, die Schmeidler[7]) gelegentlich zu unserm Problem macht.

---

1) Kemmerich, Die frühmittelalterliche Porträtmalerei in Deutschland. München 1907. Kemmerich, Die frühmittelalterliche Porträtplastik in Deutschland. Leipzig 1909. 2) Porträtmalerei S. 137.

3) Friedrich M. Kircheisen, Die Geschichte des literarischen Porträts. Bd. I. Leipzig 1904.

4) L. Zoepf, Das Heiligenleben im 10. Jahrhundert. Leipzig und Berlin 1908.

5) Historische Zeitschrift 92, S. 61ff.

6) Historische Zeitschrift 97, S. 576ff.

7) B. Schmeidler, Italienische Geschichtschreiber des 12. und 13. Jahrhunderts. Leipzig 1909. S. 3ff.

Das wichtigste schien mir, überhaupt einmal alle die Stellen, in denen meiner Meinung nach individuelle Schilderung gegeben war, wenn auch nicht in absoluter, so doch in hinreichender Vollständigkeit zu sammeln. Freilich nicht in dem Sinne Bernheims, der fordert[1]), es seien „überall auch die ganzen Darstellungen der Persönlichkeiten in Taten und Worten zu berücksichtigen, nicht nur einzelne Stellen, worin die Persönlichkeiten in beschreibender Form gekennzeichnet werden", wobei er insbesondere auf Wipo verweist, der Konrad II. durch die bekannten sarkastischen Aussprüche besser kennzeichne als es irgendeine beschreibende Charakteristik vermöge. Denn Bernheims Forderung stehen gewichtige Bedenken entgegen. Wohl verhelfen derartige Anekdoten uns Lesern von heute oft zu einer sehr scharfen Auffassung der betreffenden Person; aber es ist doch grundsätzlich einstweilen eine Frage, ob jene Erzähler aus solchen Aussprüchen dasselbe herausgehört haben wie wir. Es läßt sich in den wenigsten Fällen feststellen, ob und wieweit ein Erzähler mit seiner Darstellung der Gesta eines Mannes zugleich indirekte Charakteristik geben will, und namentlich gerade bei den Anekdoten ist Vorsicht sehr am Platze; der unbekannte Biograph des Bischofs Meinwerk von Paderborn[2]), der Mitte des 12. Jahrhunderts, über 100 Jahre nach dem Tode des Bischofs schreibt, erzählt eine ganze Menge höchst bezeichnender Anekdoten, ohne sie aber in seiner direkten Charakteristik des Bischofs auch nur im geringsten zu verwerten. So scheint mir die einzige Möglichkeit, festen Grund unter die Füße zu bekommen, die strenge Beschränkung auf diejenigen Stellen, wo die Verfasser klar und deutlich ein Urteil über einen Charakter abgeben, wie schon bemerkt mit der ausdrücklichen Beschränkung auf solche Schilderungen, die individuell klingen. Das hat freilich den Nachteil, daß man im einzelnen Fall oft genug wird streiten können, ob individuelle oder typische Auffassung oder Schilderung vorliegt; doch wird immerhin die Gesamtheit des so zusammengebrachten Materials es ermöglichen, Korrekturen eintreten zu lassen, wo solche nötig sind. Grundsätzlich auszuschalten ist die Frage, wieweit die einzelne Charakteristik wirklich glaubwürdig und zutreffend ist; das ist eine Frage ganz für sich, zu deren Lösung eine ganz andere Methode und ganz verschiedene Beweismittel nötig wären.

---

1) Historische Zeitschrift 97, S. 576.
2) Vita Meinwerci. M. G. XI, 104—161.

I. DIE ANNALEN.

Wenn im folgenden zunächst das Verhalten der Annalen unsres Zeitraums in Hinsicht auf Persönlichkeitsschilderung näher betrachtet werden soll, so ist von vornherein klar, daß es sich hier nur um solche Werke handeln kann, die wirkliche Erzählung geben, nicht bloß trockene Daten und Notizen; in Zeittafeln ist kein Raum für Charakteristiken.

Die in Betracht kommenden Schriften zerfallen für unsern Gesichtspunkt in zwei Gruppen: 1. die rein annalistischen Werke, die ganz einfach die Ereignisse innerhalb eines gewissen Zeitraums erzählen, und 2. diejenigen, die ganz oder vorwiegend der Tätigkeit bestimmter Einzelpersonen gewidmet sind, also der Biographie näher stehen.

A. DIE REIN ANNALISTISCHEN WERKE.

Hier kommen in Betracht als die besten Vertreter dieser Gattung Hermann von Reichenau, Berthold, Bernold und Thietmar. Die drei ersteren halten im wesentlichen das gleiche Verfahren ein, während Thietmar durchaus eigenartig vorgeht.

1. Hermann von Reichenau.

Bei Hermann[1]) ist keinerlei Versuch zu entdecken, den ersten Mann der Zeit, über die er aus eigner Kenntnis berichtet, Heinrich III., dem Leser zu schildern. Man ist daher sehr erstaunt, plötzlich zum Jahr 1053 (V, 132) auf die Mitteilung zu stoßen, Fürsten und Volk hätten sich sehr lebhaft über ihn beklagt: der Leser ist darauf in keiner Weise vorbereitet. Es ist aber wohl zu beachten, daß an dieser Stelle nicht etwa Hermann selber charakterisiert: er berichtet auch hier nur Vorgänge. Es heißt nämlich: „Hoch und Nieder im Reich beschwerte sich mehr und mehr im stillen über den Kaiser, er sei schon längst von seiner anfänglichen Gerechtigkeit, Friedensliebe, Frömmigkeit, Gottesfurcht und Tugend jeder Art, in der er von Tag zu Tag noch weitere Fortschritte hätte machen sollen, allmählich zu Gewinnsucht und einer gewissen Gleichgültigkeit übergegangen und sei viel schlimmer als von Haus aus (multumque se ipso deteriorem)". Die Stelle ist immerhin ein Beweis, wenn auch nicht für Hermanns, so doch für die Urteilsfähigkeit der höheren Schichten.

Daß bei Hermann ganz allgemein die Persönlichkeiten völlig im Hintergrund stehen und nur Tatsachen und Ereignisse mitgeteilt wer-

1) M. G. V, 67—133.

den, erklärt sich wohl nicht nur aus seiner Bewegungsunfähigkeit, die ihm eigne Wahrnehmung fast unmöglich machte, sondern auch aus seinem eignen Wesen, wie es uns Berthold schildert: schwerlich wird eine so friedfertige, sanftmütige Natur ein großer Menschenkenner und Kritiker gewesen sein. Es ist sehr bezeichnend für ihn, daß fast die einzige Persönlichkeit, die er charakterisiert, seine eigne Mutter ist (zum Jahr 1052). Wenn er sie hier eine admodum pia, mitis, liberalis et religiosa femina nennt, so ist sein eignes Wesen der beste Beweis für die Wahrheit dieser Schilderung. Sonst finden wir charakterisierende Bemerkungen nur noch bei Bischof Gebhard von Würzburg (zum Jahr 1023).

2. Berthold.

Bei Berthold[1]) und Bernold steht im Mittelpunkt der Erzählung die Gestalt Heinrichs IV., aber keiner von beiden gibt eine zusammenfassende Charakteristik des Königs; dagegen heben sie stets bei seinen einzelnen Handlungen den Fehler hervor, der sich ihrer Meinung nach dabei zeigt.[2]) Dieses geflissentliche Betonen der ungünstigen Eigenschaften erklärt sich aus dem polemischen Charakter beider Werke; wir werden in Lambert den Typus dieser Gattung finden.

Auch sonst vermeidet Berthold eingehende Charakteristiken. Über den neugewählten Papst Gregor VII. sagt er nur (zum Jahr 1073): Hiltebrandus . . ., vir prudens, sobrius et castus. Das ist alles! Dieses Zurückhalten des eignen Urteils über das Wesen der Hauptpersonen ist sehr bezeichnend für die feine Schreibart Bertholds. Davon sticht aufs deutlichste und sehr zu seinen Ungunsten der schwülstige Stil seines Fortsetzers ab, so z. B. in der ganz im Ton der Heiligenleben gehaltenen breiten Schilderung der Kaiserin Agnes (zum Jahr 1077; V, 303). Es finden sich noch mehr solche Schilderungen in dieser Fortsetzung; es sind das stets ganz einfarbige Lobeshymnen oder Verdammungen. Dadurch unterscheidet sich dieser Teil, von 1075 ab, ganz wesentlich von Bertholds eigenem Werk.[3])

3. Bernold.

Bernold[4]) beschäftigt sich an zwei Stellen eingehend mit einzelnen Persönlichkeiten, beide Male bei der Erwähnung ihres Todes; er schreibt also jedesmal unter dem frischen Eindruck der Todesnachricht, da ja

1) M. G. V, 264—326.

2) Dasselbe Verfahren auch in Brunos bellum Saxonicum, M. G.V, 327—384.

3) S. Wattenbach II, 54f. 4) M. G. V, 385—467.

vom Jahr 1075 ab seine Aufzeichnungen mit den Ereignissen gleichen Schritt halten.[1]) Daraus erklärt sich, ähnlich wie bei Thietmar, der warme Ton dieser Charakteristiken. Die erste davon ist Gregor VII. gewidmet (zum Jahr 1085)[2]): „fest bis zum Tode in der Verteidigung der Gerechtigkeit, schloß er zu Salerno sein Leben; über seinen Tod waren alle Frommen beiderlei Geschlechts und am meisten die Armen betrübt. Denn er war der glühendste Begründer der katholischen Religion und der eifrigste Verteidiger der Freiheit der Kirche. Er wollte nicht, daß der geistliche Stand den Händen der Laien unterläge, sondern daß er vor denselben hervorragte sowohl durch Heiligkeit des Wandels als Würde des Standes; das kann keinem entgehen, der die Briefsammlung desselben Papstes sorgsam durchgelesen hat.“ Das ist weniger eine Charakteristik der Persönlichkeit als eine, und zwar sehr treffende, seiner Bestrebungen. Übrigens war Bernold von 1079—1083 in Rom im Auftrag seines Klosters, kannte also den Papst sicherlich persönlich. Interessant ist, daß sich Bernold auf Gregors Briefe beruft: wir sehen hier einen mittelalterlichen Geschichtschreiber ein Hilfsmittel verwenden, das erst dem Historiker der Neuzeit in vollstem Maß zur Verfügung steht, nämlich Briefe der zu schildernden Person.

Noch ausführlicher ist dann der dem Abt Wilhelm von Hirsau gewidmete Nachruf (zum Jahr 1091), der gleichfalls sehr treffend und liebevoll die Hauptzüge hervorhebt. Auch diese Schilderung beruht zweifellos auf persönlicher Bekanntschaft; die Entfernung zwischen Hirsau und St. Blasien, wo sich Bernold seit 1086 aufhielt, ist ja gering. Es heißt in diesem Nachruf: in causa sancti Petri ferventissimus et in monastica religione studiosissimus. Bernold erwähnt dann Wilhelms Klostergründungen, sowie seine Leistungen auf dem Gebiet der Astronomie und Musik. sed ante haec omnia in illo studium monasticae districtionis praevaluit, in quo totus adeo efferbuit, ac si nunquam aliud aliquid studii habuerit. erat enim mirae sanctitatis, sanctae simplicitatis, ferventissimae caritatis, Deo vivus et seculo vere crucifixus. Bezeichnen diese letzteren Worte ihn als einen vorbildlichen Mönch, so wird doch im übrigen diese knappe Charakterisierung Wilhelms besonderer Eigenart durchaus gerecht, seinem glühenden Eifer, der in seinen Reformgedanken völlig aufging. Es ist mehr eine Schilderung des Abtes als des Menschen, also genau dasselbe was wir eben bei seiner

1) Wattenbach II, 56ff.
2) Übers. nach Geschichtsschr. der deutschen Vorzeit XI, 10², S. 44.

Charakterisierung Gregors festgestellt haben: darin liegt offenbar Methode. Und es ist anzuerkennen, soweit sich auf Grund so weniger Äußerungen urteilen läßt, daß Bernold innerhalb dieser selbstgezogenen Schranken mit wenigen Strichen das Wesentliche einer Persönlichkeit zu treffen weiß.

4. Thietmar von Merseburg.

Thietmar[1]) muß als Mensch manche Ähnlichkeit mit Hermann von Reichenau gehabt haben; wenigstens weisen seine häufig wiederkehrenden, rührenden Selbstbekenntnisse und Selbstanklagen auf eine naiv-harmlose Persönlichkeit von großer Bescheidenheit hin. Damit ist er denn auch so wenig zum Schilderer großer Charaktere geeignet wie Hermann. Nur daraus erklärt es sich, daß wir so wenig Persönlichkeitsschilderung bei ihm finden. Denn an persönlichen Beziehungen fehlte es ihm gewiß nicht: er gehörte einem vornehmen sächsischen Adelsgeschlecht an, das sich seiner Verwandtschaft mit den ersten Fürstenhäusern, sogar mit der königlichen Familie der Ottonen selber rühmte; er war nicht ein kleiner Mönch hinter engen Klostermauern, sondern Bischof der wichtigen Diözese Merseburg (seit 1009) und verkehrte viel am Hof. So stand er denn den Ereignissen und Personen näher als irgendein andrer Annalenschreiber. Und noch ein andrer Umstand gibt seinem Werk eine besondere Stellung: die ganz persönliche Note, die ihm eigen ist. Schon in den früheren Teilen spricht er mehr als irgendein andrer Annalist von sich selber und von seiner Familie[2]); im sechsten Buch erzählt er viel ausführlicher als notwendig wäre die Geschichte seiner eigenen Wahl und Einsetzung als Bischof; im achten und neunten Buch vertraut er dann den Blättern jene Selbstbekenntnisse an, die an Rather von Verona erinnern.[3]) Mehrfach erwähnt er in diesen spätern Büchern durchaus unwichtige Vorgänge aus seiner eigenen Diözese, die er offenbar unter dem frischen Eindruck der Nachrichten eingetragen hat. So bekommt sein Werk fast den Charakter eines Tagebuchs.[4]) Vgl. auch die Stelle unten aus 9, 8.

Unter so günstigen äußeren und inneren Verhältnissen müßten wir überall da, wo sich Thietmar eingehender mit einzelnen Persönlichkeiten beschäftigt, auch abgeschlossene, individuelle Charakteristiken

1) Thietmari Merseburgensis ep. Chronicon ed. Fr. Kurze 1889 (Schulausgabe der Monumenta). Vgl. Wattenbach I, 390ff.

2) 1, 20; 3, 6; 4, 16; 17; 4, 23ff.; 5, 3; 6, 3.

3) 8, 33ff. 9, 11ff., 9, 15. 4) Wattenbach D. G. I, 393.

erwarten, wenn er eben der Mann dazu wäre. Aber das ist er offenbar nicht. Er ist ein guter Erzähler, aber kein Psychologe: wenn er es unternimmt, bei einer einzelnen Person etwas zu verweilen, so gerät er sofort ins Geschichtenerzählen; und es sind meist sehr harmlose Kuriosa, was er vorbringt, oder aber Dinge, die ihm zu einer kleinen Moralpredigt Gelegenheit geben.[1]) Denn seine tiefe Frömmigkeit läßt ihn mit Vorliebe sich in erbaulichen und moralischen Betrachtungen ergehen, auch das ein Beweis für seine unkritische Auffassungsweise. Bezeichnend ist die Stelle 9, 8: „Während dessen brenne ich, bis das schnelle Gerücht mir etwas Neues zu schildern liefert, vor Begierde, das Leben frommer Menschen zu beschreiben". Einigermaßen komplizierte Charaktere wie etwa Bischof Gebhard von Regensburg sind ihm rätselhaft; man hört es hier (6, 41) deutlich aus seinen Worten heraus, wie er aus dem Wesen dieses Mannes nicht klug werden kann.

Von Otto II. abgesehen widmet er nur solchen Personen längere Ausführungen, die er selber gekannt hat: die Nachricht von ihrem Tod gab ihm jedesmal Anlaß, sich ihr Leben und Wesen nochmals vor Augen zu führen und dann in sein Werk aufzunehmen, was er von ihnen wußte oder für mitteilenswert hielt. Bei diesen Schilderungen fehlt vielfach Ordnung und Disposition vollständig (z. B. bei Walterd und Tagino); er hat offenbar seine Gedanken ganz so, wie sie ihm durch den Kopf gingen, niedergeschrieben. In den meisten Fällen handelt es sich um Personen, von denen er im Lauf seiner Erzählung sehr wenig zu sprechen Gelegenheit hat, ein Beweis, daß sie ihn eben als Persönlichkeiten interessieren. Meist sind es Personen von besonders frommem Lebenswandel, die er näherer Schilderung für würdig hält, wobei er freilich kaum je ein wirklich lebensvolles Bild zu entwerfen vermag. Durch ihre Frömmigkeit hat es ihm besonders Theophano angetan (4, 10), und aus demselben Grund verweilt er besonders lang bei der Heiligengestalt des Grafen Ansfrid (4, 35ff.) und bei dem frommen Kaiser Otto III. (4, 4ff.). Auch die Art und Weise, wie er über seinen Vorgänger, Bischof Wigbert von Merseburg redet (6, 36), ist sehr bezeichnend: er weiß nur Gutes von ihm zu sagen, ohne besonderes Pathos; mißgünstiges Gerede, das über ihn verbreitet sei, weist er ausdrücklich zurück. Sicherlich im besten Glauben; aber man hat das Gefühl, jener Wigbert sei

---

1) Beides z. B. 1, 11; 17; 27. 2, 14; 16; 23; 26; 32; 38. 3, 2ff.; 5; 9; 12; 18. 4, 10; 26; 33ff.; 65ff.; 70ff. 5, 21. 6, 9; 46f. 7, 20. 8, 32ff.; 55; 68ff.; 75ff. 9, 4.

am Ende doch nicht ganz der Idealbischof gewesen, als den ihn Thietmar darstellt. Er selber hält es für nötig, seine gelegentliche Unfreundlichkeit mit seinem Leiden zu entschuldigen.

Noch am meisten finden sich persönliche Züge in den Nachrufen, die Thietmar den Erzbischöfen Tagino und Walterd von Magdeburg widmet. Er hatte durch seinen langjährigen Aufenthalt in Magdeburg genug Gelegenheit, Tagino kennen zu lernen, war auch offenbar in vertrautem Verkehr mit diesem. 5, 43 beruft er sich auf etwas, was Tagino ihm selber oft erzählt habe; 7, 4 sagt er ausdrücklich, er habe ihm viel zu verdanken. So ist denn auch diese Charakteristik (7, 4) ganz von einem tiefen Dankbarkeitsgefühl diktiert. Von persönlichen Zügen nennt er nur solche, die für die moralische Beurteilung gleichgültig sind: „Gern hatte er solche, die Adel der Geburt und der Sitten besaßen, während er Niedere zwar nicht verachtete, aber sie doch von seinem Umgang fern hielt". „Ehe er das göttliche Mysterium der Messe vollzogen hatte, war er immer ernst, nach demselben aber lächelte er allen freundlich zu." „Wenn nicht Krankheit ihn hinderte, sang er täglich eine Messe und das Psalterium, und weil er wegen Körperschwäche nicht fasten konnte, so ersetzte er das durch die Größe seiner Almosen." „Weil er wegen schlechter Zähne nicht ordentlich zu essen vermochte, so sättigte er sich leicht durch Trank, den er jedoch in mäßiger Weise genoß." Unter den vielen Tugenden, die er an ihm rühmt, ist auch Milde und Freundlichkeit gegen seine Mitbrüder: andre sagen das gerade Gegenteil aus (vgl. Hauck III, S. 411)! Es ist schwer zu sagen, was an dieser Verzeichnung die Schuld hat, des Verfassers Dankbarkeit und Verehrung oder ungenügende Beobachtungsgabe. Wahrscheinlich beides.

Bemerkenswert ist schließlich die Schilderung, die Walterd von Magdeburg gewidmet wird (7, 15): er nennt sie geradezu ein epitaphium non lapide aliquo sed memori corde inscribendum. Auch von ihm wird nur Gutes gesagt. „Obwohl Walthard an Gewalt hart bedeutet, so war er doch nur strenge von außen (in aperto), im Innern jedoch sehr milde." „Er war aufrichtig und stets teilnehmend (compaciens) und ein tapferer Streiter für seine Kirche. Ohne alle Prahlerei leistete er seinen Nachbarn die zahlreichsten Dienste, zeigte dagegen, daß er selbst sich allein helfen konnte. Ich habe ihn vielfach mit einem Eidschwur versichern hören, daß er nicht aus Ehrgeiz, sondern zur Rettung der bedrängten und beinahe ersterbenden Kirche nach der erzbischöflichen

Würde gestrebt habe.“ „Er war ein gerechter und auf seinem Wege fest beharrender Mann. Um Lob von andern war's ihm nicht zu tun, doch entzog er andern dasselbe nicht.“ „Er war nicht redselig, sondern bewahrte in seinem Sinne manches, was er erst zu geeigneter Zeit offenbaren wollte.“ Kap. 19 bemerkt er dazu ausdrücklich: „Alles was ich von ihm gesagt habe, habe ich nicht etwa aus besonderer Vorliebe für ihn vorgebracht, weil es gewiß ist, daß er vor seiner Einsegnung mir nicht sehr zugetan war . . . Ich habe vielmehr dies alles zur Steuer der Wahrheit kund gemacht.“ Es ist auch wirklich nicht liebevolle Verehrung, die hier aus Thietmars Worten spricht, sondern aufrichtige Hochachtung. Er konnte Walterd genau kennen, da dieser vor seiner Erhebung zum Erzbischof fast 30 Jahre lang Propst in Magdeburg war. Für Thietmars grundehrlichen Charakter ist es sehr bezeichnend, wie er hier auch dem einstigen Gegner gerecht zu werden sucht; so gibt er hier die beste Charakteristik seines ganzen Werkes, die durchaus den Eindruck der Zuverlässigkeit macht und nicht wenige gut beobachtete und gut zusammenstimmende persönliche Züge bietet.

Kurze nimmt an (S. X des Vorworts; Neues Archiv XIV, 59ff.), Thietmar habe Kap. 1—15 des 7. Buches noch im Jahr 1012 geschrieben, so daß gerade die beiden Charakteristiken Taginos und Walterds unter dem frischen Eindruck des Todes der beiden Männer (beide † 1012) verfaßt wären. Daraus würde sich erklären, daß diese Schilderungen so lebendig ausgefallen sind.

Die übrigen Nachrufe Thietmars — sie werden erst vom 7. Buch an etwas zahlreicher, weil er eben erst hier allmählich an Personen kommt, die er selber gekannt hat — bieten so gut wie gar nichts Charakteristisches und beschränken sich, wie schon bemerkt, auf Hervorhebung besonderer Wundertaten, Visionen usw. Über Otto III. enthält er sich eines Urteils, läßt aber doch durchblicken, daß er mit seinem Verhalten nicht in allen Dingen einverstanden ist. 4, 47: imperator antiquam Romanorum consuetudinem . . suis cupiens renovare temporibus multa faciebat, quae diversi diverse sentiebant; beim Mahl habe er sich zum Beispiel allein an einen erhöht gestellten Tisch gesetzt. 4, 48 weiß er zu erzählen: quamvis exterius vultu semper hilari se simularet, tamen conscientiae secreto plurima ingemiscens facinora noctis silentio vigiliis oracionibusque intentis, lacrimarum quoque rivis abluere non destitit. Diese seine Frömmigkeit interessiert Thietmar besonders. Von tieferem Verständnis für das Wesen des Kaisers ist aber nichts zu bemerken.

Die übrigen Charakteristiken können füglich übergangen werden. Die angeführten Beispiele kennzeichnen Thietmars Eigenart zur Genüge, so wie oben geschildert.

B. WERKE MEHR BIOGRAPHISCHEN CHARAKTERS.

Zu dieser Gruppe gehören drei Werke, deren Hauptinhalt die gesta einer einzelnen Person ausmachen: Widukind, Wipo und als Gegenstück Lambert.

Von diesen Werken haben die beiden ersten bei genauerem Zusehen in der Anlage viele Ähnlichkeiten. Trennt man, was ohne weiteres möglich ist, das erste Buch Widukinds, so bilden die beiden andern eine Einheit mit dem Zweck, die gesta Ottos I. zu erzählen, ganz ebenso wie Wipo die Konrads II. Der Charakter von Wipos Werk wäre noch deutlicher, wenn er seine Absicht ausgeführt und auch Heinrichs III. gesta beschrieben hätte: dann würden beide Teile ebenso zusammengehören wie die den einzelnen Königen gewidmeten Bücher Thietmars. Wipo wie Widukind schreiben Annalen, nicht Biographien. Ihre Schriften gelten nicht einem einzelnen, in sich abgeschlossenen Menschenleben, sondern eben den Taten eines Königs. Dafür ist bezeichnend, daß Wipo genau wie Widukind die Erzählung erst mit der Königswahl beginnt: was davor liegt, die Jugendzeit, wo ihre Helden noch nicht König waren, wird mit keinem Wort berücksichtigt, wie es doch für eine Biographie unbedingt erforderlich wäre. Auch die Anordnung ist nicht die der Viten, sondern streng annalistisch, dem Lauf der gesta folgend. Mit der Mehrzahl der annalistischen Werke fehlt ihnen auch die ausgesprochen rhetorische Form, die sonst die Viten charakterisiert. Man könnte fast annehmen, das zweite und dritte Buch Widukinds sei Wipos Vorbild gewesen, so genau entspricht dort der Beginn mit der ausführlichen Schilderung der Krönung dem mit der ebenso eingehenden der Wahl hier.

1. Widukind von Corvey.

Widukinds Schrift[1]), das älteste von den größeren geschichtlichen Werken unsres Zeitabschnitts, soll nun im folgenden genauer auf seine Art und Weise der Persönlichkeitsschilderung untersucht werden. Denn es finden sich schon bei ihm alle die verschiedenen Methoden der Charakterisierung, die sich in den übrigen historischen Werken beobachten

1) Ed. Kehr 1904 (Schulausgabe der M. G.). Wattenbach I, 364ff.

lassen. Zu beginnen ist dabei naturgemäß mit den drei eingehenden, zusammenfassenden Charakteristiken, die er gibt: der Heinrichs I., der Ottos I. und seiner Brüder und schließlich der von Ottos Mutter Mathilde. Ich stelle diese drei im folgenden zusammen, nach der Übersetzung von Schottin-Wattenbach (Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, Bd. 33²).

Heinrich I. (1, 39): „Als nun der König siegreich zurückgekehrt war, stattete er auf alle Weise der Ehre Gottes, wie es ihm ziemte, Dank ab für den ihm über die Feinde (die Ungarn, 933) von Gott verliehenen Sieg, und er gab den Tribut, welchen er den Feinden zu geben gewohnt war, dem göttlichen Dienste zu eigen und bestimmte ihn zu Schenkungen an die Armen. Das Heer aber begrüßte ihn als Vater des Vaterlandes, großmächtigen Herrscher und Kaiser; der Ruf seiner Macht und Tapferkeit verbreitete sich weithin über alle Völker und Könige. Deshalb besuchten ihn auch die Großen andrer Königreiche, Gnade vor seinen Augen zu finden, und verehrten ihn, da sie die Treue eines so herrlichen, so großen Mannes erprobt hatten. Unter diesen bat Hiriberht, der Schwager Hugas, als ihm Rodulf, welcher wider alles Fug und Recht zum Könige ernannt worden war, bekriegte, daß König Heinrich ihn bei seinem Herrn zu schützen geruhe; denn der König war von der Art, daß er seinen Freunden nichts abschlug. Demnach brach er nach Gallien auf, hielt mit dem Könige eine Besprechung und kehrte nach Erreichung seines Zweckes nach Sachsen zurück. Und da er es sich angelegen sein ließ, sein Volk zu erhöhen, so war kaum einer oder gar niemand unter den namhaften Männern in ganz Sachsen, den er nicht durch ein herrliches Geschenk oder Amt oder irgendein Lehen geehrt hätte. Und zu der außerordentlichen Klugheit und Weisheit, durch welche er sich auszeichnete, kam noch seine mächtige Körpergestalt, welche der königlichen Würde die rechte Zierde verlieh. Auch bei Kampfspielen besiegte er alle mit solcher Überlegenheit, daß er den übrigen Schrecken einjagte. Auf der Jagd war er so unermüdlich, daß er auf einen Ritt vierzig oder noch mehr Stück Wildes erlegte; und obgleich er bei Gelagen sehr leutselig war, vergab er dennoch der königlichen Würde nichts; denn er flößte zu gleicher Zeit ein solches Wohlwollen und eine solche Furcht den Kriegsleuten ein, daß sie, selbst wenn er scherzte, sich nicht getrauten, irgendwie sich Unziemliches zu erlauben."

Bei dieser Charakteristik fällt zunächst auf, wie untrennbar Erzählung und Schilderung ineinander verflochten sind: die letztere ist

völlig ein Bestandteil der ersteren. — Ferner ist hervorzuheben, daß hier nur der Herrscher geschildert wird, nicht der Mensch; vom Privatleben ist kaum die Rede.

Otto I. und seine Brüder (2, 36): „Den Charakter, die Haltung und Gestalt so herrlicher und großer Männer, welche die Huld des Höchsten der Welt zur Freude und jeglicher Zierde bestimmte, vollständig zu beschreiben, steht nicht in unsern Kräften. Allein die Ehrfurcht, die wir gegen sie hegen, ganz zu verbergen vermögen wir nicht. Er selbst also, der großmächtige Gebieter, der älteste und beste der Brüder, war vor allem ausgezeichnet durch Frömmigkeit, in seinen Unternehmungen unter allen Sterblichen der beständigste, abgesehen von dem Schrecken des königlichen Ernstes immer freundlich, im Schenken freigebig, im Schlafen mäßig, und während des Schlafes redet er immer, so daß es den Anschein hat, als ob er stets wache. Seinen Freunden ist er in allem willfährig und von mehr als menschlicher Treue. Denn wir haben gehört, daß einige Angeklagte und ihres Verbrechens Überführte an ihm selbst einen Verteidiger und Fürsprecher hatten, der durchaus an ihre Schuld nicht glauben wollte, und sie auch nachher so behandelte, als ob sie nie etwas gegen ihn verbrochen hätten. Seine Geistesgaben sind bewundernswürdig, denn nach dem Tode der Königin Edid lernte er die Schrift, welche er vorher nicht kannte, so gut, daß er vollkommen Bücher lesen und verstehen kann. Außerdem versteht er in romanischer und slawischer Sprache zu reden. Doch geschieht es selten, daß er es für angemessen hält, sich derselben zu bedienen. Auf die Jagd geht er häufig, das Brettspiel liebt er, die Anmut des Reiterspiels übt er zuweilen mit königlichem Anstand. Hierzu gesellt sich noch der gewaltige Körperbau, der die volle königliche Würde zeigt, das Haupt mit ergrauendem Haar bedeckt, die Augen funkelnd und nach Art des Blitzes durch plötzlich treffenden Blick einen gewissen Glanz ausstrahlend, das Gesicht rötlich und der Bart reichlich niederwallend, und zwar gegen den alten Brauch; die Brust ist mit einer Art Löwenmähne überdeckt, der Leib behaglich, der Schritt sonst rasch, jetzt gemessener[1]), seine Kleidung die heimische, die er nie mit fremder Sitte vertauscht hat. So oft er aber die Krone tragen muß, bereitet er sich, wie man für wahr versichert, stets durch Fasten vor.

Heinrich aber war von überwiegendem Ernste des Charakters, und galt deshalb bei denen, die ihm fern standen, für weniger gütig und leut-

1) quondam citus, modo gravior; von Lamprecht II, 130 mißverstanden.

selig; auch er war von großer Festigkeit und treu gegen seine Freunde, so daß er einen Ritter von geringem Vermögen durch die Verheiratung mit der Schwester seiner Gemahlin ehrte und ihn zu seinem Freunde und Genossen machte. Er war von hoher Körperschönheit und gewann in seinen Jünglingsjahren jedermann durch seine ausgezeichnete Schönheit für sich.

Der jüngste der Brüder aber, Herr Brun, war ausgezeichnet durch Geist, groß durch Wissen und jede gute Eigenschaft und rege Tätigkeit. Als ihn der König über das unbändige Volk der Lothringer gesetzt hatte, reinigte er das Land von Räubern und lehrte sie so kräftig gesetzliche Zucht, daß die größte Ordnung und die tiefste Ruhe in jenen Landen walteten."

Hier ist ohne weiteres deutlich, wie sehr Widukind die jüngeren Brüder in den Hintergrund treten läßt, und zwar offenbar mit voller Absicht, nicht etwa aus Unkenntnis der Personen, wenigstens nicht bei Heinrich: er deutet an, daß er nicht zu den Fernerstehenden (ignoti) gehört, die Heinrich falsch beurteilen. Er sucht geflissentlich die guten Seiten an Heinrich hervorzuheben und verschweigt die mancherlei unschönen Eigenschaften, die uns doch seine Erzählung zeigt. — Bei Bruno gibt er nicht viel mehr als einen Hinweis auf seine Verwaltungstätigkeit in Lothringen. Man hat den Eindruck, daß Widukind auch selbst nicht viel mehr von ihm weiß, was bei der weiten Entfernung von Corvey weiter nicht verwunderlich wäre. Er spricht im ganzen Werk nur noch an zwei kurzen Stellen von ihm und erwähnt nicht einmal seinen Tod.

Weitaus am wichtigsten ist für Widukind die Persönlichkeit Ottos; ihre mit ebensoviel ehrlicher Bewunderung wie Sachkenntnis ausgeführte Darstellung ist der Höhepunkt des ganzen Werkes. Auch hier ist, wie bei Heinrich I., fast ausschließlich der Herrscher geschildert, ganz so, wie ihn der Leser schon nach der Erzählung seiner Taten sich vorstellen mußte: für Widukind ist Otto offenbar der Idealkönig. Doch ist die Schilderung nicht etwa panegyrisch, sondern voll individuellen Lebens. Widukind zeigt sich hier als guter Beobachter; doch vermag er noch nicht recht die einzelnen richtig beobachteten Züge untereinander in Verbindung zu bringen und von hier aus tiefer zu gehen, von einer eigentlichen Analyse und Kritik ist er noch weit entfernt. Immerhin ist es richtig, wenn er Ottos eigenen geraden und aufrichtigen (fidelis) Sinn in Zusammenhang mit der Beobachtung bringt, daß Otto nicht an Treulosigkeit andrer glauben will, auch wo sie überführt sind. Die

ganze Charakteristik macht den Eindruck, daß Widukind nach seiner unmittelbaren Eingebung niederschrieb, was ihm eben einfiel: eine planmäßige Gruppierung ist nicht zu erkennen. Schon dies ist ein Beweis gegen die zuerst von Pertz (Anm. 7) aufgestellte, dann von Hauck (K. G. III, 309 Anm. 8) gebilligte Annahme, Widukind habe die Schilderung Karls des Großen bei Einhard (21 ff.) vor Augen gehabt. In Wirklichkeit sind beide Darstellungen so grundverschieden, daß einzelne Ähnlichkeiten demgegenüber unmöglich ins Gewicht fallen können. Hätte Widukind Einhards Schilderung gekannt und verwertet, so hätte er sich sicherlich viel enger an sein Vorbild angeschlossen.

Vergleicht man die Schilderung Ottos mit der seines Vaters, so ist augenscheinlich, wieviel ärmer diese an individuellen Zügen ist: das hat seinen Grund darin, daß Widukind erst 30 Jahre nach Heinrichs Tod schreibt, ihn vielleicht gar nicht selber gekannt hat. Ferner fällt auf, daß Widukind weder hier noch dort auf die besondere politische Begabung der beiden Könige eingeht. Es zeigt sich gleich hier eine Eigentümlichkeit, die sich fast bei allen Persönlichkeitsschilderungen unsrer Periode beobachten läßt, daß die intellektuelle Seite des ingenium weniger ins einzelne behandelt wird als die moralische.

Es verlohnt sich, auch die dritte der eingehenderen, zusammenfassenden Charakteristiken hier wörtlich anzuführen, die der Königin Mathilde (3, 74): „Wenn wir zum Lobe dieser heiligen Frau etwas zu sagen wünschen, so fühlen wir uns zu schwach, weil eine so hohe Tugend das ganze Vermögen unsres schwachen Geistes übersteigt. Denn wer vermöchte ihre Aufmerksamkeit gegen den göttlichen Dienst würdig zu beschreiben? Jede Nacht erfüllte sie ihre Zelle mit dem Wohlklang himmlischer Lieder von jeglicher Weise und Mannigfaltigkeit. Denn sie hatte ganz nahe der Kirche ihre Zelle, in welcher sie ein wenig ruhte; aus ihr erhob sie sich in jeder Nacht und ging in die Kirche, während Sänger und Sängerinnen innerhalb der Zelle und vor der Türe und auf dem Wege in drei Abteilungen aufgestellt waren, um Gottes Huld zu loben und zu preisen. Sie selbst verharrte in der Kirche in Wachen und Beten und erwartete die Feier der Messen. Darauf besuchte sie in der Nachbarschaft alle Kranken und Schwachen, von denen ihr Kunde zugekommen war, und reichte ihnen was sie bedurften; dann öffnete sie ihre Hand den Armen, und nahm die Gäste, an denen niemals Mangel war, mit aller Freigebigkeit auf; niemanden entließ sie ohne freundliche Ansprache, und fast keinen ohne ein Geschenk

oder die Unterstützung, welche ihm not tat. Oft schickte sie Wanderern, welche sie weit von ihrer Zelle erblickte, das Nötige hinaus. Und obgleich sie solche Werke sehr demütig Tag und Nacht übte, vergab sie dennoch der königlichen Würde nichts ... Alle Diener und Dienerinnen im Haus unterwies sie in verschiedenen Künsten und auch in den Wissenschaften; denn sie verstand selbst die Wissenschaften, welche sie nach des Königs Tode bis zu klarem Verständnis erlernte. Wollte ich demnach alle ihre Tugenden aufzählen, so würde die Zeit nicht reichen ... So gab sie, reich an Jahren, reich an aller Ehre, reich an allen guten Werken und Almosen, nachdem sie ihren ganzen königlichen Schatz an die Diener Gottes, ihre Dienerinnen und die Armen verteilt hatte, .. ihre Seele Christo zurück."

Der Unterschied im Ton gegenüber den andern Charakteristiken ist hörbar. Seine Wärme erklärt sich wohl aus dem Zeitpunkt der Abfassung: Widukind hat am dritten Buch vermutlich 968, diese Charakteristik also wohl unmittelbar nach Mathildens Tod geschrieben, so daß sie eine Art Nachruf darstellt. Sodann aber stand die fromme Frau naturgemäß dem Herzen des Mönchs besonders nahe. Er schildert sie halb als Heilige, halb doch auch als Königin; und gerade was er über ihr königliches Selbstbewußtsein und über ihre Hochschätzung der Künste und Wissenschaften — damals eine seltene Tugend — sagt, das verrät deutlich die Mutter Ottos I. Im übrigen ist wohl zu bemerken, daß Widukind auch hier nicht in die Manier der Heiligenleben verfällt, seine Heldin als Mutter aller erdenklichen Tugenden zu preisen; gerade das macht seine Schilderung so menschlich wahr und glaubwürdig.

So zeigt sich denn aus diesen Charakteristiken Bestreben und Fähigkeit Widukinds, individuelle Züge zu beobachten und mitzuteilen, ohne daß er jedoch ein tieferes Verständnis der ganzen Persönlichkeit zeigte; es bleibt in der Hauptsache bei den Einzelzügen. Freilich zog ihm auch seine Stellung als Hofhistoriker gewisse Schranken; wenn auch sehr anzuerkennen ist, daß er sich von verlogener Schmeichelei durchaus frei hält, so fehlt doch andrerseits jede eigentliche Kritik, überhaupt jeder ungünstige Zug. Doch ist daran gewiß nicht bloß der Umstand schuld, daß Widukind für die Tochter Ottos, Mathilde, und zu Ottos Lebzeiten schreibt; sondern auch seine ehrliche Begeisterung: so und nicht anders sah er in Wahrheit. Schmeichelei wider besseres Wissen ist nicht seine Sache; wo er nicht loben kann, schweigt er lieber, wie bei Ottos Bruder Heinrich.

Also an Widukinds Fähigkeit, individuelle Züge zu beobachten, ist nicht zu zweifeln. Sehen wir nun, wie er diese Fähigkeit etwa auch sonst in seinem Werk betätigt.

In seiner Vorrede an die junge Mathilde bezeichnet Widukind es als seine Absicht, die Taten (res gestae; gesta) Heinrichs und Ottos zu erzählen. Aber damit begnügt er sich tatsächlich nicht: er gibt sich vielmehr die größte Mühe, immer wieder bei den einzelnen Handlungen der beiden auf die ihnen zugrunde liegenden Charaktereigenschaften hinzuweisen und durch Mitteilung kleiner Einzelzüge das Bild, das sich der Leser allmählich machen kann, noch lebensvoller zu gestalten. So weist er öfters auf Ottos Frömmigkeit hin (2, 17; 26; 3, 58; 62); auf seine Milde und Gutmütigkeit (2, 7; 10; 11; 29; 3, 29); auf seine zähe Energie (constantia), die allen Schwierigkeiten zum Trotz aushält (2, 24). 3, 58 erzählt er, welchen Eindruck die Nachricht vom Tod des landflüchtigen Liudolf auf Otto machte. Für den Gang der Ereignisse ist das äußerst belanglos; Widukind ist es offenbar darum zu tun, einen Charakterzug Ottos, sein inniges Verhältnis zu seinen Angehörigen, hervorzuheben. Schon 3, 1 hat er dies getan mit den Worten: „Nach dem Abscheiden der Königin Edid übertrug der König die ganze Fülle seiner Liebe zur Mutter auf seinen einzigen Sohn Liudolf.“ — Wenn Widukind (2, 15) erzählt, Otto habe bei der Nachricht vom Aufstand seines Bruders Heinrich zuerst gar nicht daran glauben wollen, so weist er auf einen Zug in Ottos Charakter hin, den er in seiner zusammenfassenden Charakteristik ausdrücklich hervorhebt: Ottos offenes, treuherziges Wesen, das auch andern nicht zutraut, was ihm selber verwerflich scheint. — Auf Ottos Leidenschaftlichkeit deutet er hin, wenn er (2, 17) erzählt, wie Otto seinem Zorn in lebhaften Gesten Luft macht (dolorem animi motu corporis non celabat). — Ein andres Mal erwähnt er, Otto sei gegen körperliche Anstrengung sehr abgehärtet gewesen (erat enim patiens laborum supra quam credi possit de homine ab adolescentia delicate nutrito). — 2, 31 wird die auf Ostern 941 geplante Ermordung Ottos berichtet. Otto bekommt noch rechtzeitig Kunde von dem Plan. „Er umgab sich daher mit einer Schar treuer Vasallen Tag und Nacht, und ohne daß er seiner Würde oder seiner königlichen Hoheit vor dem Volke bei dieser Festlichkeit irgend etwas vergab, brachte er seine Feinde in große Furcht.“ Auch dieser Zug paßt sich völlig in die Gesamtcharakteristik ein, die Widukind am Ende des 2. Buches von Otto gibt.

Genau dieselbe Methode, bei einzelnen Handlungen auf die zu-

grunde liegende Eigenschaft hinzuweisen, verfolgt nun Widukind auch bei andern für kürzere oder längere Zeit in den Vordergrund tretenden Personen. Doch ist hier seine Absicht eine andre: er will erklären, wie die betreffende handelnde Person gerade zu diesem oder jenem Verhalten kommt; oft genug auch nur, wie sie überhaupt dazu kommt, so in den Vordergrund zu treten. Zum letzteren Zweck dienen kurze einführende Begleitnotizen bei der Nennung des Namens, eine Art Etikettierung.

Ein Beispiel. 2, 33 wird Herzog von Lothringen Konrad, „welchem der König auch seine einzige Tochter verlobte, weil er ein kluger und tapferer Jüngling war, in Krieg und Frieden tüchtig und seinen Genossen teuer." Ganz ebenso erzählt Widukind vor der großen Ungarnschlacht (3, 44): „. . . auch kam Herzog Konrad mit zahlreicher Ritterschaft in das Lager, und durch seine Ankunft ermutigt, wünschten die Krieger nunmehr den Kampf nicht länger zu verschieben. Denn er war von Natur kühnen Mutes, und was bei kühnen Männern selten ist, tüchtig im Rat; im Kampfe unwiderstehlich, mochte er nun zu Roß oder zu Fuß den Feind angreifen; seinen Genossen in Krieg und Frieden gleich teuer." Hier verweist Widukind auf das Wesen des Mannes, um das, was er von ihm zu erzählen hat, zu erklären. Dadurch werden solche charakterisierenden Bemerkungen völlig ein Bestandteil der objektiven Erzählung. Und es ist durchaus zweckentsprechend, wenn er nur diejenigen Eigenschaften nennt, die dieses Hervortreten tatsächlich begreiflich machen; es liegt ihm fern, etwa eine Gesamtcharakteristik mit möglichst vielen Einzelzügen geben zu wollen. Daher kommt es öfters vor, daß er an der gleichen Persönlichkeit bei verschiedenen Anlässen verschiedene Eigenschaften hervorhebt. Das ganze Kapitel 54 des 3. Buches hindurch steht Markgraf Gero im Vordergrund. Deshalb fügt Widukind hier eine kurze Schilderung dieses Mannes ein, obwohl er schon mehrfach von ihm gesprochen hat: „Gero war nämlich durch viele gute Eigenschaften ausgezeichnet, des Krieges kundig, von gutem Rate in bürgerlichen Angelegenheiten, nicht ohne Beredsamkeit, von vielem Wissen und solchen Schlages, daß er seine Klugheit lieber durch Taten als durch Worte bewies; im Erwerben zeigte er Tatkraft, im Mitteilen Freigebigkeit, und was das Vorzüglichste war, löblichen Eifer für den Dienst Gottes." Man sieht, lauter Eigenschaften, die es erklärlich machen, wie er zu solchem Ansehen kommt. Er wird nämlich von Otto zu dem Slawenfürsten Stoinef geschickt, um diesen zur Unterwerfung zu bewegen. Widukind erzählt nun

weiter, wie Stoinef ihn mit Spott und Hohn empfängt. „Gero aber, hierdurch gereizt, wie er denn sehr hitzigen Gemütes war, entgegnete“ usw. Oben, wo es sich darum handelte, Geros Bevorzugung zu motivieren, hatte der animus ardentissimus keinen Platz; hier dagegen weist Widukind auf diesen Charakterzug hin, um Geros Verhalten in einer bestimmten Situation zu erklären.

Gero und Konrad gehören zu den hervorragendsten Gestalten im ganzen Werk Widukinds. Daher bekommen sie auch eine verhältnismäßig eingehende Charakteristik, die etwa der von Ottos Brüdern entspricht. Weniger bedeutende Männer kommen kürzer weg. 2, 4: „Der neue König (Otto) beschloß einen neuen Feldhauptmann (gegen die Slawen) zu bestellen und er erwählte zu diesem Amte einen edlen, tatkräftigen (industrium) und klugen Mann namens Herimann.“ Dadurch fühlt sich dessen eigener Bruder Wichmann zurückgesetzt: „Denn es war Wichmann ein gewaltiger, tapfrer Mann, hochstrebend, kriegserfahren und von solchem Wissen, daß seine Untergebenen von ihm rühmten, er wisse mehreres, was über menschliche Kunst hinausginge.“ Oder noch kürzer, etwa 3, 72: Otto „sandte . . mit einem starken Heere zwei ausgezeichnete Männer, die in inneren und auswärtigen Kämpfen schon oft sich Ruhm erworben hatten, Gunthar und Sifrid, nach Kalabrien.“ Hier wird nur ganz kurz begründet, wie Otto gerade auf sie verfällt; eine eigentliche Charakteristik ist das nicht. Natürlich ist gerade auf solche kurzen charakterisierenden Bemerkungen nicht allzu viel zu halten; sie klingen sehr oft, als hätte sie Widukind einfach aus der Tatsache, die er von ihnen zu erzählen weiß, herausgesponnen, insbesondere im 1. Buch. Wie denn sicher zuzugeben ist, daß Widukind in vielen Fällen eine eingehendere Schilderung gar nicht hätte geben können, aus Mangel an Sachkenntnis, nicht an Urteilsfähigkeit.

So hat Widukind seine festen, konsequent durchgeführten Regeln für diese Dinge. Bei den Nebenpersonen sind ihm die charakterisierenden Bemerkungen nur Mittel zum Zweck. Daher beschränken sie sich fast durchweg auf die Eigenschaften, die in öffentlicher, kriegerischer, politischer oder kirchlicher Tätigkeit hervortreten. Wenn man nun etwa, wie Kleinpaul es tut, ein Verzeichnis der dabei verwendeten Ausdrücke anlegt, so wird sich freilich herausstellen, daß es immer wieder die allgemeinsten Ausdrücke wie prudens, fortis, strenuus sind, die Widukind verwendet; aber das Wichtige ist, daß er bei der Zuteilung dieser Epitheta durchaus sinngemäß verfährt und nicht etwa wahllos

von jedem jedes aussagt. Vor dem Trugschluß, bei Widukind sei alles Typik, von Verständnis für Persönlichkeit keine Rede, sollte einen schon die große Schilderung der Persönlichkeit Ottos bewahren. Vielmehr wollte es eben Widukind vermeiden, zu sehr ins einzelne zu gehen; für seine Zwecke genügten auch solche allgemein gehaltenen Bemerkungen völlig, so gut wie sie im ähnlichen Fall auch dem modernen Geschichtschreiber genügen. Eine Charakteristik, die eingehendere Angaben zu machen versucht hätte, wäre geradezu zweckwidrig gewesen, weil sie gar nicht zum Maßstab des Ganzen gepaßt und von der Hauptsache abgelenkt hätte, nämlich von der Gestalt Ottos. Daher wird auch dessen Bruder Heinrich so kurz behandelt, wobei Widukind durchblicken läßt, daß er mehr von ihm zu sagen wüßte, wenn er wollte (2, 36). Und es ist sehr bezeichnend, daß die einzige breitere Charakteristik, die sich in den beiden letzten Büchern neben der Ottos findet, nämlich die der Königin Mathilde, erst in der Fortsetzung steht (die überhaupt dem Ganzen nur noch lose angehängt ist), geschrieben unter dem unmittelbaren Eindruck der Todesnachricht. Keine der Gemahlinnen Ottos bekommt eine so eingehende, liebevolle Schilderung; hier hat offenbar ganz persönliche Verehrung Widukind die Feder geführt und ihn von seinem sonst streng durchgeführten Grundsatz abweichen lassen.

Sehen wir aber also von diesem Ausnahmefall ab, so finden wir bei Widukind folgendes System: eingehende Charakteristik als Selbstzweck mit Angabe von Einzelzügen nur bei Heinrich I. und Otto. Danebenher wird, insbesondere bei letzterem, fortwährend in der Erzählung selber auf einzelne Eigenschaften hingewiesen. Bei Nebenpersonen charakterisierende Bemerkungen nur soweit, daß aus den angegebenen Eigenschaften dem Leser das Hervortreten oder die jeweilige Handlungsweise des Betreffenden verständlich wird; daher finden sich diese Angaben gewöhnlich eingeleitet durch ein begründendes cum, ut, nam, enim. So erreicht Widukind, daß im 2. und 3. Buch alle Nebenpersonen in den Hintergrund treten gegenüber der großen Gestalt Ottos, den Widukind immer wieder von neuen Seiten dem Leser zu zeigen sich bemüht.

2. Wipo.

In dieser Hinsicht ist Wipo[1]) nicht zu vergleichen mit Widukind. Zusammenfassende direkte Charakteristik Konrads gibt er an zwei Stellen. Das erstemal, am Schluß der Erzählung seiner Wahl (Kap. 2,

1) Wiponis Gesta Chuonradi II ed. Breßlau 1878 (Schulausgabe der M. G.). Wattenbach II, 12ff.

S. 15), heißt es: „vere Dei nutu electus est . .; erat enim vir magnae humilitatis, providus consilio, verax in dictis, strenuus in factis, minimum avarus, omnium regum in dando liberalissimus, de cuius moribus postmodum plenius dixero". Aber auch diese hier in Aussicht gestellte weitere Schilderung, die Wipo bei der Erzählung von Konrads Umritt durchs Reich anbringt (6, S. 21), ist nicht eingehender: quamquam litteras ignoraret, tamen omnem clerum cum amabiliter et liberaliter palam, tum convenienti disciplina secreto prudenter instituit . . suspiciosum est relatu, quam munificus fuit, quam iucundus, quam constantis animi, quantum imperterriti, bonis omnibus blandus, malis severus, in cives benignus, in hostes acerbus, in rebus agendis efficax; quam maximo usui fore regno infatigabilis erat". Man sieht, Wipo gibt hier keinerlei Einzelzüge, sondern nur eine ziemlich allgemein gehaltene Würdigung. Aber er hebt ganz richtig wesentliche Grundzüge von Konrads Charakter hervor: seine Geradheit, seine unerschrockene, zähe Energie (constantia), seine Klugheit und seinen unermüdlichen Eifer für das Reich.

Werden nun diese zusammenfassenden Schilderungen ergänzt in der Art Widukinds, durch charakterisierende Vermerke bei den einzelnen Handlungen? Die Antwort ist nein, mit einer einzigen Ausnahme. Wipo erzählt nämlich (Kap. 5, S. 19ff.): wie Konrad sich eben in feierlichem Zug zur Krönung begeben will, treten drei einfache Leute mit allerlei Anliegen an ihn heran. Die Fürsten drängen ihn weiterzugehen, damit er 'mature divina officia audiret'. Er aber erwidert respiciens ad episcopos: „Wenn es meine Sache ist die Regierung zu führen, und wenn es sich für einen charakterfesten Mann geziemt, nie aufzuschieben, wofür gerade jetzt der richtige Augenblick ist, so scheint es mir richtiger zu tun, was meine Pflicht ist, als mir von einem andern sagen zu lassen, was ich tun soll". Er erledigt die Klagen und ebenso noch eine weitere, und geht dann erst weiter. — Wipo sieht darin ein gutes Omen (mysterium); er würdigt den Vorfall so: „Der Drang nach Erbarmen war bei dem König stärker als das Verlangen nach der Weihe... Es wäre doch löblich genug gewesen, wenn er beim prächtigen Königsmahl so vieler Armen Klagen gehört und ihre Beschwerden geregelt hätte. Aber er wollte nicht vernachlässigen, was er sofort entscheiden konnte . . . So hat sich der König für solche Dinge, für die ganz besonders die königliche Entscheidung angerufen zu werden pflegt, für den Schutz der Kirchen, Witwen und Waisen an jenem Tage selber den Weg vorgezeichnet für seine spätere Regierung." Wipo hat also volles Verständnis

für das Pflichtbewußtsein und die Energie des Königs, die es liebt rasch zu handeln und ohne Rücksicht auf etwaige Bedenken, wo sie ihm nicht gerechtfertigt erscheinen.

Eine andre Frage freilich ist es, ob Wipo auch für den Sarkasmus, der in der scharfen Zuspitzung der Antwort liegt, ein Ohr gehabt hat. Es ist ja bekannt, daß für den modernen Leser ein Hauptreiz von Wipos Werk gerade in der Mitteilung einer ganzen Anzahl von derartigen Aussprüchen Konrads liegt, die uns wesentliche Züge seines Charakters klar erkennen lassen.[1]) Ob aber auch Wipo selber schon aus diesen Aussprüchen dasselbe herausgehört, dieselben Folgerungen auf Konrads Charakter gezogen hat? Ob es nicht bloß die Erzählerfreude an kurzen, spruchmäßigen Worten ist, die ihn veranlaßt, diese mitzuteilen? Ich wage nicht mich zu entscheiden; es fehlt zu sehr an Anhaltspunkten. Immerhin ist zu beachten, daß Wipo weder den Worten selber eine derartige Auslegung, wenn auch nur andeutungsweise, beigibt, wie er es doch in dem eben erzählten Fall tut, und wie es Widukind und andre tun, um den Leser ausdrücklich auf die hier oder dort zutage tretenden Eigenschaften aufmerksam zu machen; daß aber auch in den beiden kurzen Charakteristiken Konrads mit keinem Wort auf jene Eigenschaften hingewiesen wird. Auffällig ist übrigens doch, daß Wipo mehrmals (18; 28; 34) derartige Aussprüche mit einem „er soll gesagt haben“ (ferunt) einführt. Ob er ihrer Echtheit nicht ganz sicher war?

Sehr bezeichnend für Wipo ist, daß er Kritik und Tadel nur da vorbringt, wo Konrad sich seiner Meinung nach gegen die Rechte der Kirche und ihrer Diener vergangen hat (Kap. 11; 35). Wenn schon hier der Priester in Wipo sich nicht verleugnet, so noch mehr im ersten Kapitel. Hier zählt er die bedeutendsten geistlichen und weltlichen Fürsten auf, die zur Zeit von Konrads Wahl regierten. Von den weltlichen Fürsten werden nur die Namen genannt; von den geistlichen dagegen erhält jeder etliche ehrende Beiworte, deren Auswahl ersichtlich nur das Streben nach Abwechslung bestimmt. Eine eigentliche Charakterisierung kann unmöglich beabsichtigt sein, vielmehr dienen die Epitheta offenbar nur, dem Leser einen gewissen Respekt vor den Betreffenden beizubringen.

So findet sich denn in dem ganzen Werk keinerlei direkte Charakteristik, die auf die Fähigkeit zu feinerer, mehr in die Tiefe gehender Beobachtung und Auffassung persönlichen Wesens schließen ließe. Auch

---

1) Vgl. Hauck, K. G. III³, S. 541f.

aus diesem Grund ist es sehr fraglich, ob sich Wipo bei jenen anekdotischen Aussprüchen dasselbe gedacht hat wie wir heute, ob er sie überhaupt mitteilt, um zu charakterisieren. Doch läßt sich wie gesagt diese Frage kaum entscheiden, so daß es mir unmöglich erscheint, über die für uns in Frage stehenden Eigenschaften des Schriftstellers Wipo zur Klarheit zu kommen. Auch noch aus einem andern Grund. Die einzige eigentliche Charakteristik in der ganzen Schrift ist wie gesagt die Konrads selber. Nun aber war Wipo hier noch weniger frei als Widukind: er ist noch in höherem Grad als dieser Hofhistoriograph, denn sein Auftraggeber ist König Heinrich III., Konrads Sohn, und er selber ist in wichtiger amtlicher Stellung und Vertrauensmann des Königs; damit waren seiner Darstellung von selber Schranken gezogen. Hat er doch auch von den Tatsachen manches, was er sicherlich wußte, stillschweigend übergangen, weil es Heinrich nicht angenehm sein konnte[1]); wieviel weniger dürfen wir annehmen, daß das, was er schreibt, wirklich die Summe seines Urteils über Konrad darstellt. Aber wir haben keinerlei Anhaltspunkte, wie Wipos Urteil tatsächlich lautete, wieweit er die Ecken und Kanten dieser Kraftnatur wahrgenommen hat, und so enthalte ich mich, wie gesagt, des Urteils über Wipos Auffassungsgabe.

3. Lamberts Annalen.

Unter den Annalenwerken des 11. Jahrhunderts ist weitaus das bedeutendste das des Lambert von Hersfeld.[2]) Welch ein Gegensatz zu dem hervorragendsten Vertreter des 10. Jahrhunderts, Widukind! Dort schreibt, holprig und ungelenk, aber voll ehrlicher Begeisterung ein Mann der guten alten Zeit; dem andern dagegen führt der Haß die Feder, kunstvoll, beredt, aber voll Gift und Lüge. Zwei grundverschiedene Naturen; und diese Verschiedenheit kommt auch in der Art und Weise zutage, wie sie ihre Hauptpersonen schildern.

Denn während bei Widukind den Höhepunkt seines Werkes seine liebevoll ins einzelne gehende Charakteristik Ottos I. bildet, suchen wir in Lamberts freilich unvollendetem Werk vergeblich eine entsprechende Schilderung Heinrichs IV. Er überläßt es dem Leser, sich nach dem, was von Heinrich erzählt wird, ein Urteil über dessen

1) Es ist bezeichnend, daß Wipo in dem zweiten der beiden Fälle, wo er einen Tadel auszusprechen wagt (Kap. 35), ausdrücklich beifügt, auch Heinrich sei mit dem Verhalten seines Vaters hier nicht einverstanden gewesen.

2) Lamperti Monachi Hersfeldenis opera ed. Holder-Egger 1894 (Schulausgabe der M. G.). Wattenbach II, 98ff.

Persönlichkeit zu bilden; zugleich aber tut er sein möglichstes, dieses Urteil so ungünstig wie nur irgend denkbar werden zu lassen. Das ist gegenüber Widukind die kunstvollere Technik, aber doch auch ein Ausfluß der Hinterhältigkeit des Verfassers. Übrigens geht dieses Verfahren ja auch bei Widukind neben dem der direkten Charakteristik her, aber eben nur zur Ergänzung.

Lambert ist ein Meister der indirekten Methode. Bei jeder einzelnen Handlung macht er den Leser auf die daraus zu erschließenden Charakterfehler Heinrichs aufmerksam, insbesondere seine Grausamkeit, seinen Blutdurst, seine Rachgier, seine zügellose Willkür, seinen Starrsinn, seine Hinterlist und Falschheit. Aber auch alle andern Künste dieser Methode weiß er trefflich zu handhaben: er legt angesehenen Männern Verdammungsurteile über Heinrich in den Mund[1]); er stellt ihn andern Gestalten, lichtvollen natürlich, gegenüber, so insbesondere dem als reiner Engel geschilderten Anno von Köln, um Heinrich um so schwärzer erscheinen zu lassen[2]); ja er legt ihm sogar Selbstgeständnisse in den Mund, die er eigens dazu erfindet[3]), und sucht mehrfach in scheinbar durchaus objektiver Erzählung zu schildern, was bei der oder jener Gelegenheit in des Königs Seele vorgeht, freilich stets sehr nichtssagend und handgreiflich erfunden.[4])

Es ist kein Zweifel: nicht allgemeine Geschichte will Lambert schreiben, sondern der Person Heinrichs gilt sein Werk. Aber es ist rätselhaft, was ihn dazu getrieben hat; er spricht sich nirgends über den Zweck seiner Arbeit aus. Der Herausgeber Holder-Egger nimmt an[5]), er habe die Mönche von Hersfeld für den Gegenkönig Rudolf gewinnen wollen, und verweist dafür (in den Anmerkungen) besonders auf die Stelle (S. 278), wo die Klagen der in Tribur versammelten Fürsten gegen Heinrich ausführlich wiedergegeben werden und wo es zum Schluß heißt: die einzige Rettung sei Absetzung und Neuwahl. Warum das nun aber gerade auf die guten Hersfelder gemünzt sein soll, ist nicht recht verständlich; es ist im Grund nur eine konzentrierte Wiederholung alles dessen, was Lambert schon in der ganzen bisherigen Erzählung gegen Heinrich immer wieder vorbringt und gerade gewichtigen Persönlichkeiten wie Fürsten und Bischöfen gern in den Mund legt. Wäre Holder-Eggers Annahme richtig, so müßte man doch eigentlich erwarten, daß Lambert für Rudolf ebenso energisch ins Zeug ginge wie

1) S. 224; 231; 234; 235; 257 u. a. 2) 135; 140; 195. 3) 268; 279.
4) 152; 181; 216; 262. 5) Vorwort XIX, XXXV.

gegen Heinrich; davon ist aber keine Rede, Lambert gibt sich keinerlei Mühe, Rudolf irgendwie herauszustreichen oder auch nur näher zu schildern. Unzweifelhaft klar ist jedenfalls nur das Negative, der grimmige Haß gegen Heinrich und dessen Anhänger. Nirgends finden wir irgendeine Andeutung, daß er sein Werk als Lektüre für andre, vollends mit einem so bestimmten Zweck, gedacht hätte. Auch am Schluß, wo er mitten in der Darstellung abbricht und wo doch eine Anrufung der Leser naheläge, spricht er nur davon, was für eine Aufgabe der Fortsetzer habe.

Darum möchte ich glauben, Lambert habe sein Werk überhaupt nicht für andre geschrieben, sondern lediglich für sich selber, um sich den fressenden Grimm vom Herzen zu reden. Gerade für ihn lag das ganz besonders nahe, denn die Schriftstellerei war ihm ein Bedürfnis. Schon von seinem früheren Werk, der Geschichte seines Klosters, sagt er selber in der Vorrede dazu (S. 343), er habe es exercendi causa ingenii verfaßt: er ist sich offenbar seiner Schreibgewandtheit wohl bewußt, und will diese Gabe weiter üben. Dazu kam eine leidenschaftliche Anteilnahme an den Zeitereignissen: me accendunt studia rerum moderno tempore gestarum, sagt er in der eben erwähnten Vorrede (S. 345). Was ihn auf die Seite von Heinrichs Gegnern gebracht hat, wissen wir nicht; daß aus der Gegnerschaft solcher Haß entstanden ist, daran ist Lamberts Leidenschaftlichkeit schuld, vielleicht auch die Freude des Schriftstellers an dem pathetischen Schwung, den sein Werk so bekam.

Selbstverständlich kann und will dieser Heinrich nichts andres sein als ein grobes Zerrbild; feinere Einzelzüge anzubringen wäre zweckwidrig gewesen, denn bei solcher Karikatur wirken nur die derbsten Striche. So gibt denn Lambert sicher mit vollem Bewußtsein nur die allgemeinsten Charakterzüge. Wie er wirklich über Heinrich gedacht hat, ob er ihn nicht doch besser kannte, wissen wir nicht.

Auch das ist sicher Berechnung, daß alle andern Personen in den Hintergrund treten außer der Lichtgestalt Annos.

Mit dessen Persönlichkeit beschäftigt er sich an drei verschiedenen Stellen. Zum erstenmal bei der Erzählung des Kölner Aufstandes vom Jahr 1074 (S. 187). Auf die Nachricht von dem Krawall ergeht sich Anno irarum plenus in Drohungen: „denn er war ein Mann, der jede Art von Tugend in reichstem Maße besaß, in weltlichen wie in kirchlichen Dingen von erprobter Rechtlichkeit. Aber bei so großen Tugenden besaß er einen Fehler . .: wenn er zornig wurde, konnte er seine Zunge nicht genügend beherrschen, sondern schleuderte gegen jedermann ohne

Unterschied die bittersten Schmähungen und Schimpfworte. War dann sein Zorn ein wenig verraucht, so tadelte er das selber mit Heftigkeit an sich". Das ist die einzige Stelle, wo Lambert auch einen Fehler an Anno zugibt. Und es ist sehr bezeichnend, daß er wie entschuldigend sich auf Annos Selbstgeständnis beruft und dadurch zugleich dem Vorwurf die Spitze abbricht. Jenen Fehler aber erwähnt er nur, um dadurch den ganzen Vorgang verständlich zu machen; die Stelle beginnt deshalb auch mit „denn" (quippe). — Es kommt zur Vertreibung Annos aus Köln. Darüber ist nun alles Volk sehr entsetzt. „Seine große Freigebigkeit gegen die Armen, sein frommer Eifer in geistlichen Dingen, seine große Zurückhaltung in weltlichen, sein eifriges Bestreben die Gesetze zu verbessern, seine freimütige Strenge gegen alle Übeltäter wurden von jedem Munde gepriesen, und der Gedanke an alles dies verschaffte ihm die Verehrung des Volkes" (S. 190). Auch diese Charakteristik ist nicht Selbstzweck, sondern soll die weiteren Vorgänge verständlich machen, wie das offene Land sich auf Annos Seite stellt. Lambert beschränkt sich völlig darauf, die hier in Betracht kommenden Eigenschaften Annos anzugeben: genau das Verfahren Widukinds.

Ganz anders an der dritten Stelle (S. 242ff.). Hier widmet er dem Erzbischof bei der Mitteilung seines Todes (1075) einen sehr ausführlichen Nachruf, geradezu eine kleine Biographie, die schon mit Annos Jugendzeit beginnt. Hier hören wir nichts von irgendwelchen Schattenseiten im Charakter Annos, auch nicht von jenem Fehler der Leidenschaftlichkeit. Wir haben hier ein deutliches Beispiel, wie in solchen Charakteristiken seelenruhig einzelne Züge, die der Verfasser wohl kennt, unterschlagen werden. Das liegt nicht zum wenigsten daran, daß es sich hier und in vielen andern Fällen gerade um einen Nachruf handelt, der eine laudatio funebris ganz von selber wird. Für die Frage, wie weit Lambert einzelne Persönlichkeiten verstanden habe, hat diese ganze Schilderung Annos als tendenziös nicht den geringsten Wert; wir werden eher annehmen dürfen, daß jener oben erwähnte Fehler nicht der einzige war, den er an Anno kannte, aber in der Endcharakteristik verschweigen wollte und sonst nicht zu erwähnen brauchte. Lambert strebt Anno völlig als einen Heiligen darzustellen; wie ungeniert er dabei gegen die Wahrheit sündigt, hat Holder-Egger im Vorwort seiner Ausgabe (S. X, Anm. 4) nachgewiesen und dabei vermutet, Lamberts Verehrung für Anno gehe darauf zurück, daß Anno Lamberts Lehrer in Bamberg gewesen sei.

Nächst Anno die eingehendste Schilderung bekommt Gunther von Bamberg, auch er nach Holder-Eggers Vermutung Lambert von Bamberg her näher bekannt. Einige seiner Eigenschaften erwähnt er schon bei der Erzählung von dessen gefahrvoller Palästinareise (S. 93ff.). Eine zusammenfassende Schilderung widmet er ihm, wie oben Anno, erst bei der Mitteilung seines Todes (1065; S. 99). Auch diese Schilderung entbehrt durchaus der individuellen Züge.

Derartig eingehende Charakteristiken sind Ausnahmen. Meist gibt Lambert charakterisierende Bemerkungen nur zum Zweck der Erklärung der erzählten Vorgänge. Wir haben dies schon oben an dem Beispiel Annos gesehen; besonders bezeichnend ist auch, was er über Gregor VII. zu sagen weiß. Zuerst erwähnt er ihn zum Jahr 1057 (S. 72): aderat ibi (in Merseburg) . . etiam Hildibrant, abbas de Sancto Paulo, mandata deferens ab sede apostolica, vir et eloquentia et sacrarum litterarum eruditione valde ammirandus. Hier werden nur die Eigenschaften angegeben, die zu seiner Wahl für jenen Auftrag geführt haben; daß er der spätere große Kampfpapst ist, wird nicht einmal angedeutet. Dann ist erst wieder zum Jahr 1073 (S. 145) von ihm die Rede: die Römer wählen zum Papst Hildebrandum, virum sacris litteris eruditissimum et in tota aecclesia tempore quoque priorum pontificum omni virtutum genere celeberrimum. Das ist zunächst alles: keine eigentliche Charakteristik, sondern nur eine Art Fanfare; der Leser soll wissen, daß hier von einem hervorragenden Mann gesprochen wird. Dann fährt Lambert fort: is quoniam zelo Dei ferventissimus erat, beginnen die französischen Bischöfe zu fürchten, ne vir vehementis ingenii et acris erga Deum fidei districtius eos pro negligentiis suis quandoque discuteret. Hier wird also völlig richtig eine der hervorstechendsten Eigenschaften Gregors, seine Leidenschaftlichkeit für die Sache der Kirche, erwähnt, aber wir erfahren davon nur deshalb, weil es dem Verfasser für das Verständnis des Zusammenhangs notwendig scheint. Ganz ähnlich wird (S. 209) im Verlauf der Erzählung Gregors constantia et invictus adversus avariciam animus erwähnt, wie der Bischof von Bamberg vergeblich versucht, durch allerlei Künste seine Befreiung vom Bann zu erreichen.

Wenn Lambert so wichtige Eigenschaften nur gelegentlich im Vorübergehen nennt, so folgt daraus[1]), daß er eben überhaupt einstweilen

1) Hätte übrigens Lambert parteipolitische Zwecke verfolgt, so hätte er Gregor gewiß ganz anders herausgestrichen.

nicht die Absicht hatte, alles zu sagen, was er von Gregors Wesen wußte, sondern bloß, was im gegebenen Fall gerade für das Verständnis der Erzählung nötig war. Und das gilt nun ganz allgemein für diese Charakterisierungen als Mittel zum Zweck: nicht an sie dürfen wir uns halten, wenn wir nach dem Persönlichkeitsverständnis eines Schriftstellers fragen, sondern lediglich an die Fälle, wo er Charakterschilderung als Selbstzweck gibt. Bei Lambert sind sie selten genug; zu erwähnen ist noch die knappe Charakteristik Adalberts von Bremen (S. 134): erat plane vir admirandae compunctionis et potissimum, dum salutarem Deo hostiam immolaret, totus in lacrimas effluebat; virgo quoque, ut ferebatur, ab utero matris permanebat. sed has in eo virtutes nimium in oculis hominum morum insolentia et iactantiae levitas obfuscabat. Damit ist in aller Kürze Adalberts Wesen gar nicht übel bezeichnet. Hier hatte eben auch Lambert keinerlei persönliche Gründe, seiner Schilderung eine besondere Färbung zu geben wie etwa bei Anno oder Gunther.

Im übrigen muß man zur Erklärung der verhältnismäßig sehr geringen Zahl solcher Wesensschilderungen bei Lambert wohl beachten, was er im Eingang seiner Geschichte des Klosters Hersfeld (S. 348) von sich sagt: nos . . utpote monasterii carcere inclusos nec hominum expertos nec valde curiosos. Das gilt nun sicher auch für die Annalen; denn da er dort mehrfach von sich selber und von seinen Erlebnissen spricht, würde er es sicher erwähnen, wenn er inzwischen in die Welt hinausgekommen wäre. Schon diese mangelnde Personenkenntnis macht verständlich, daß er von den Persönlichkeiten so wenig spricht; und der Zusatz: er kümmere sich auch nicht viel um sie, ist nicht nur bezeichnend für seine Stimmung, sondern paßt auch gut zu unsrer Beobachtung, daß er charakterisierende Bemerkungen fast nur macht, um Vorgänge begreiflich zu machen: diese sind ihm wichtig, nicht die Personen; die verschwinden fast völlig gegenüber dem einen, grimmig gehaßten und doch in der Tiefe des Herzens bewunderten[1]) Heinrich.

Ergebnisse.

Der im bisherigen behandelte Stoff ist nicht eben sehr ergiebig für unsre Zwecke. Zwar finden sich häufig kurze Etikettierungen bedeutenderer Personen bei ihrem ersten Auftreten, sowie im Verlauf der Er-

1) Vgl. S. 213 die unwillkürliche Hervorhebung seiner Klugheit; S. 270: regium in omnibus semper adversis animum gerebat.

zählung motivierende Hinweise auf einzelne Seiten des Charakters der handelnden Personen; aber eigentliche, einigermaßen ausgeführte Charakteristiken sind verhältnismäßig selten. Abgesehen von denjenigen Arbeiten, die in der Hauptsache der Tätigkeit eines einzelnen Mannes gewidmet sind, nehmen die Verfasser in den meisten Fällen die Erwähnung des Todes eines hervorragenden oder ihnen persönlich nahestehenden Mannes zum Anlaß, eine Schilderung seines Wesens zu geben. Das ist schon rein praktisch durchaus begreiflich: erst nach seinem Tod ließ sich ja das Wesen und Wirken des Betreffenden völlig überblicken. Andrerseits handelt es sich gerade bei den eingehenderen Schilderungen fast immer um Männer, die dem Schreibenden persönlich nahestanden, so daß sie für jene Zeit dasselbe sind, was für uns die Zeitungsnachrufe und gedruckten Grabreden. So widmet der weiche Thietmar mehrfach auch solchen Männern einen Nachruf, die in der Erzählung selber gar nicht hervortreten; hier sind die persönlichen Beweggründe besonders deutlich. Und Hermann von Reichenau gibt sogar eine Charakterschilderung seiner Mutter, die doch sicher für andre als ihn selber nicht die geringste Bedeutung hatte. Man setzte eben offenbar beim Leser Interesse gerade auch für das rein Persönliche voraus.

Was nun den Inhalt dieser Charakteristiken — der zusammenfassenden wie der bloß motivierenden — anbelangt, so ist die Gabe, bestimmte Personen in ihrer Eigenart zu fassen und zu schildern bei den einzelnen Verfassern in verschiedenem Maß vorhanden, fehlt aber, wie mir scheint, nirgends ganz. Hermann freilich hält mit seinem Urteil so zurück, daß sich über ihn nichts Bestimmtes sagen läßt, und ähnlich ist es bei Berthold. Daß gerade der älteste unsrer Autoren, Widukind, die besten Schilderungen geliefert hat, zeigt schon deutlich, daß von einer Entwicklung der Auffassungsgabe in diesem Zeitabschnitt kaum die Rede sein kann. Gemeinsam ist ihnen allen, soweit sie überhaupt charakterisieren, die Fähigkeit und das Bestreben, einzelne individuelle Züge zu beobachten, um sie einzeln oder zum Gesamtbild vereinigt wiederzugeben; eine eigentliche Analyse dagegen, die aus diesen Einzelzügen weitere Schlüsse ziehen und das Wesen des Geschilderten auf möglichst einfache Grundfaktoren zurückführen würde, gibt keiner von ihnen. Ob das mit bewußter Absicht oder aus Unvermögen geschieht, wird sich erst beurteilen lassen, wenn weiteres und anders geartetes Material in derselben Weise untersucht ist.

II. DIE BISTUMS- UND KLOSTERGESCHICHTEN.

Wir wenden uns nun dem der mittelalterlichen Geschichtschreibung besonders eigentümlichen Gebiet zu, der geistlichen Lokalgeschichte. Der ganzen Art und Zwecksetzung nach bilden die Schriften dieser Gattung für unsre Betrachtung eine Gruppe für sich: sie vermittelt zwischen den annalistischen Werken, die sich vorwiegend mit den Ereignissen, und den Biographien, die sich hauptsächlich mit den Persönlichkeiten befassen. Für den Verfasser einer Kloster- oder Bistumsgeschichte war die natürlichste Gliederung die nach Äbten oder Bischöfen; war doch bei der Art der Regierung der Klöster und Bistümer deren Geschichte wesentlich eine Geschichte ihrer Leiter. Damit aber mußte die Grundform dieser Gattung eine Reihe mehr oder weniger ausgeführter Lebensbeschreibungen werden. Und in der Tat ist das der Fall, wenigstens soweit den Verfassern genügendes Quellenmaterial zur Verfügung stand. Am reinsten zeigt das Schema die Hirsauer Klostergeschichte, die jedem Abt und seiner Tätigkeit ein nach Umfang und Disposition gleich angelegtes Kapitel widmet und mit Ausnahme der Gründungsgeschichte überhaupt nur in einer Anzahl derartiger Kapitel besteht. Andre Werke lassen die einzelnen Persönlichkeiten mehr zurücktreten gegenüber den Ereignissen selber oder auch eingehenden Zustandsschilderungen.

Machen wir uns zunächst die allgemeinen Bedingungen dieser Schriftengattung klar.

1. Während die Biographie in der Regel einem Manne gilt, dessen Lebenszeit nicht allzu weit zurückliegt, sieht sich der Verfasser solcher gesta einer bestimmten Kirche oft genötigt, auf längst vergangene Zeiten zurückzugreifen. Immer wieder hören wir dabei die Klage, daß aus diesen früheren Zeiten gar so wenig Kunde über Ereignisse und Persönlichkeiten auf den Verfasser gekommen sei, was ja bei dem unliterarischen Charakter jener Zeiten begreiflich ist. So ist es durchaus nicht verwunderlich, daß wir überall beobachten können, wie eine lebendigere Schilderung der Persönlichkeiten erst mit der Zeit beginnt, für die dem Verfasser noch mündliche Überlieferung zur Verfügung steht, also etwa mit der Zeit, die die ältesten seiner Zeugen noch selber erlebt haben. Für das, was davor liegt, dürfen wir im allgemeinen keine wirk-

lichen Charakteristiken von den Verfassern verlangen, außer wenn ihnen schriftliche Quellen zu Gebote standen.

2. Wir werden später sehen, welch große Rolle bei der Biographie die persönlichen Beziehungen zwischen Verfasser, Auftraggeber und Helden spielen. Bei den Werken dieser Art dagegen ist die Gefahr parteiischer Beurteilung und Schilderung der Persönlichkeiten im ganzen viel weniger groß, eben weil es sich um ganze Reihen derartiger Schilderungen handelt. Die persönliche Voreingenommenheit des Verfassers für die betreffenden Personen ist der ganzen Anzahl gegenüber so ziemlich ausgeschlossen, und nur für einzelne darunter möglich, ebenso wie auch eine besondere Färbung in maiorem gloriam des Klosters oder Bistums.

3. Während der Annalist oft Vorgänge zu erzählen hat, die sich in großer Entfernung von seinem Aufenthaltsort abspielen, stehen die Verfasser solcher Lokalchroniken zumeist in viel engerer Berührung mit dem Schauplatz und damit mit der ganzen Tradition, auch was die Persönlichkeiten anbelangt. Schließlich erlaubt auch die weit engere Umgrenzung der Aufgabe ein größeres Eingehen auf Einzelheiten.

All das läßt gerade von den Schriften dieser Gattung besonders wertvolle Aufschlüsse für unsre Zwecke erwarten. Von der gesamten historisch gerichteten Schriftstellerei unsres Zeitabschnittes kommt im allgemeinen wohl diese Gruppe dem am nächsten, was wir heute von einem Geschichtswerk verlangen.

Gesta abbatum S. Bertini und Gesta abbatum Lobiensium.

Die beiden frühesten dieser Werke, die Klostergeschichten von St. Bertin und Lobbes, stammen von demselben Verfasser, Folkwin, einem hervorragend begabten Mann aus vornehmem Geschlecht, seit 965 Abt von Lobbes.

Die Gesta abbatum S. Bertini[1]) begann er 961 als Diakon in St. Bertin, auf Befehl seines Abtes. Aus Mangel an Quellen wird seine Darstellung erst vom Jahr 930 an etwas ausführlicher. Aber auch hier strebt er möglichst nach Kürze; auch die Männer, die er noch selber gekannt hat, schildert er nicht näher. Sein Werk gehört zu denen, die den Hauptnachdruck auf die gesta, d. h. die Erlebnisse der Gemeinschaft als solcher legen. Dafür ist bezeichnend, daß er sich besonders bemüht, alle das Kloster betreffenden Urkunden zu sammeln, und ebenso die Be-

1) M. G. XIII, 600—635. Wattenbach I, 426.

merkung (Kap. 38, S. 613), die er bei dem Abt Odland, einem Vorgänger der modernen Wassersucher macht, er wolle vieles andre, was die Nachwelt noch an ihm rühme, übergehen, ne legentibus videantur superflua. Er will sich nicht auf Einzelheiten über die Persönlichkeiten der Äbte einlassen. Aber auch seine kurzen, nur ganz allgemein charakterisierenden Bemerkungen gibt er nicht aufs Geratewohl, sondern hält sich an die Überlieferung oder sucht sich, wo diese fehlt, aus den Urkunden ein Bild vom Wesen der Betreffenden und von ihrer Tätigkeit zu machen, so z. B. bei dem schon 795 verstorbenen Abt Hardrad (Kap. 30, S. 612): vir insignis in extollenda monasterii sui dignitate. cuius labor et industria enitet in kartis, quae . . apud nos conservantur.

Etwas ausführlicher sind nur die Schilderungen der beiden letztverstorbenen Äbte, aber auch sie ganz allgemein gehalten, und durchaus in lobendem Sinn. Das hat vielleicht seinen Grund auch darin, daß er hier die nächsten Vorgänger seines Auftraggebers schildert.

Die Fortsetzung dieses Werkes stammt wohl erst aus dem 12. Jahrhundert und bietet nichts für unsre Zwecke, da der Verfasser, Simon, mit demselben Stoffmangel zu kämpfen hat und offenbar ein untergeordneter Geist war.

Folkwin selber hat fast 20 Jahre nach jenem ersten Werk, im Jahr 980 auch die Geschichte von Lobbes[1]) geschrieben, dessen Abt er seit 965 war. Wir erkennen sofort die treffliche Methode der ersten Arbeit wieder: Hauptsache ist auch hier die aktenmäßige Darstellung der Vorgänge unter Benützung möglichst zahlreicher Quellen. Wo direkte Überlieferung fehlt, sucht er sich aus den Akten Licht über die Persönlichkeit eines Mannes zu verschaffen. Über den schon 800 verstorbenen Abt Anso sagt er: erat autem . . pro capacitate ingenii sui litteris studens (d. h. eifrig, aber nicht sehr begabt). Das schließt Folkwin aus zwei hinterlassenen Schriften Ansos, in quibus quidem veritas historiae, quantum a simplicis eloquentiae viro describi potuit, amplectenda est. Der Stil sei sehr schlecht.

Für Ansos Nachfolger wie für seine Vorgänger fehlt es an derartigem Nachlaß, daher gibt er nur die Namen: er verschmäht es, wie Simon es macht, sie aufs Geratewohl mit Epitheta auszustatten. Nur Stand und Herkunft nennt ihm etwa eine Grabinschrift. So sehen wir Folkwins Gewissenhaftigkeit aufs neue bestätigt.

1) M. G. IV, 52—74. Wattenbach I, 426.

Von der Mitte des 9. Jahrhunderts ab (Abt Harbert) finden sich kürzere oder längere charakterisierende Vermerke, wie sie eben Folkwin den Spuren der Tätigkeit der Betreffenden (Harbert) oder den dürftigen Klostertraditionen entnehmen konnte. Bei Richarius endlich (922 bis 944) hat Folkwin offenbar festen Boden unter den Füßen (Kap. 19, S. 63): de quo satis ad dicendum esset, quam amabilis omnibus, quam munificus, quam . . assiduus. solum erga monachicam vitam minus fuerat cautus, et hoc in eo mirandum, qui a puero monachico lacte nutritus, monachicis ferulis edoctus, monachicis institutionibus fuerat assuefactus. Folkwin verschweigt also auch Fehler nicht, und besonders bemerkenswert ist, daß er diesen Fehler nicht einfach als gegeben hinnimmt, sondern sich fragt, woher er etwa kommen könnte. Freilich weiß er keine Antwort.

Von nun an ändert sich leider Folkwins Darstellungsweise, wird sprunghaft, breit und dispositionslos, so daß es aussieht, als sei er hier nicht mehr über eine erste Notizensammlung (meist Auszüge aus der vita Brunonis) hinausgekommen. Die Abtsgeschichte tritt fast völlig zurück, ausgeführte Charakteristiken fehlen, mit einer einzigen, aber bemerkenswerten Ausnahme. Der Lobber Propst Erluin wird nämlich (Kap. 26, S. 68) folgendermaßen geschildert: erat vir in exiguo ponens mendacium, cui ad versutiam nihil deerat. si respiceres ad religionem, nihil illo quantum ad faciem sublimius, si ad voluntariam et invocatam saepe mundialium rerum occupationem earundemque indefatigatam percursionem — quod monachum minus decet — nihil illo abiectius. in sermone ipso tanta illi diversitas, ut cum proloqueretur, verba ipsa quasi trutinaret, ad ultimum multimodas cavillationum strofas doctus versutiarum rethor intexeret. Das ist ein sehr scharf gezeichnetes Charakterbild, zweifellos auf Grund persönlicher Kenntnis.

Folkwin macht, soweit sein Werk fertig ist, den Eindruck eines klugen, selbständig beobachtenden und urteilenden Geistes. Seine Persönlichkeitsschilderungen sind nie Phrase, sondern er bemüht sich, auf Grund dessen was er weiß oder in Erfahrung bringen kann, mit wenigen Worten eine knappe Charakteristik zu geben, die im Notfall auch die Schwächen nicht verschweigt. Er stand nicht umsonst mit den hervorragendsten Geistern seiner Zeit in regem Verkehr, mit Rather von Verona, Adalbero von Reims und andern. Schade, daß er sein Werk nicht mehr hat vollenden können.

Alperti gesta episcoporum Mettensium.

Nur sehr trümmerhaft ist leider erhalten die Geschichte des Metzer Bistums[1]), die vor 1017 der Mönch Alpert im Kloster St. Symphorian in Metz geschrieben hat. Sie ist sehr breit angelegt und erzählt seitenlang Dinge, die in keinerlei Beziehung zum Bistum stehen, wie die Geschichte der Niederlage und abenteuerlichen Rettung Ottos II. in Unteritalien. Der Verfasser verfällt hier in die Art der Annalen. Das Erhaltene genügt nicht, um uns einen klaren Begriff von Alperts Art und Weise der Persönlichkeitsschilderung zu geben. Doch ist das Bestreben deutlich, die einzelnen Wendungen der Erzählung durch Hinweis auf die entsprechenden allgemeinen Eigenschaften des Handelnden zu erklären.

Interessant ist, was er über Bischof Dieterich I. (965—984) schreibt (S. 699). Er tadelt es sehr scharf, daß Dieterich nach dem Tode Ottos II. auf die Seite Herzog Heinrichs trat, der nach der Königskrone trachtete. Wie aber der sonst so ausgezeichnete Mann zu diesem Vorgehen gegen den rechtmäßigen König kam, ist Alpert weniger verwunderlich als andern, und er gibt auch eine Erklärung: recenti enim calamitate atque dolore vehementi quo premebatur ex amicissimi et coniunctissimi viri (Otto II.) morte, destitutus et afflictus, et reginae obprobriis (Theophano sollte sich über den Sieg der Griechen gefreut haben) stimulatus, simulque regis praedicti (Heinrich) assertationibus seductus, paene obliviscebatur sui, et animo in diversa distracto, quid ageret, incertus erat. set tamen non deerat ei verissimi scientia et ratio consilii, quibus semper prae omnibus pollebat; sicher hätte er den Fehler wieder gutgemacht, wenn er nicht gleich darauf gestorben wäre. Das ist doch wenigstens ein Versuch, sich die anscheinend unverständliche Handlungsweise eines Mannes aus den subjektiven und objektiven Verhältnissen zu erklären. Vielleicht wären in dem verlorenen Teil, der die jüngste Vergangenheit behandelte, noch mehr derartige Äußerungen enthalten gewesen, da ja hier Alpert ein eigenes Urteil über persönliche Dinge am ehesten möglich war.

Gesta episcoporum Cameracensium.

Sehr breit angelegt ist auch die Geschichte des Bistums Kamerijk (Cambrai)[2]), geschrieben von einem unbekannten Verfasser in der Hauptsache zwischen 1041 und 1043, die zweite Hälfte des dritten Buches sichtlich unmittelbar den Ereignissen folgend.

---

1) M. G. IV, 696—723. Wattenbach I, 418f.

2) M. G. VII, 393—525. Wattenbach II, 164ff.

Der Verfasser bemüht sich durchweg, von jedem neuen Bischof außer dem Namen auch noch Mitteilungen über Herkunft und bisherige Laufbahn, sowie eine kurze Charakteristik zu geben. Freilich bis ins 10. Jahrhundert herein läßt auch ihn die Überlieferung im Stich, so daß er vielfach nur einzelne Taten und Ereignisse erzählen, oft auch bloß den Namen des neuen Bischofs angeben kann. Aber auch er macht keinen Versuch, bei solchen Männern, über die er gar nichts hat erfahren können, einige „typische" Epitheta eigener Wahl anzubringen nach Rhetorenweise; das verstärkt noch das Vertrauen zu seiner Aufrichtigkeit, das schon die ungewöhnlich kurze, bündige Vorrede erweckt.

Erst von Berengar an (956 bis ca. 962) ist es ihm möglich, die einzelnen Bischöfe zu charakterisieren. Diese Schilderungen sind stets sehr knapp und kurz, ganz wie bei Folkwin, und wie dieser übt er auch freimütig Kritik, wo es ihm nötig scheint, wie z. B. gleich bei Berengar (1, 80). Bezeichnend für seine praktische Auffassung ist seine Beurteilung des Heribert, Abtes von St. Vaast (1, 116; S. 452): hic perfectae et inrepraehensibilis conversationis ac religiosae simplicitatis plenus, sed ad tanta reparanda et reordinanda, quae suus antecessor destruxit, minus idoneus. Damit ist in aller Kürze alles Nötige gesagt. Und ebenso treffend in ihrer Knappheit ist die Charakteristik Ottos III. (1, 114; S. 451): sicuti iuvenis, tam viribus audax quam genere potens, magnum quiddam, immo et inpossibile cogitans, virtutem Romani imperii ad potentiam veterum regum attollere conabatur. mores etiam aecclesiasticos . . ad normam prioris gratiae reformare estimabat. Mit sicherem Blick und Urteil wird hier der Kaiser durch seine großen Pläne charakterisiert.

Sehr lebendig ist das Bild, das von dem unglückseligen Bischof Tetdo entworfen wird (1, 92ff.). Zwar die einleitende Charakteristik ist außerordentlich kurz: der Kaiser (Otto I.) ernennt Tetdonem, sacris moribus strenuum, non modice literatum . . . licet renitentem, quia pravos mores et ferocitatem audierat Cameracensium. Schon hier läßt der Verfasser also durchblicken, daß Tetdo nicht der richtige Mann war und dies auch wußte. Kap. 99 erzählt er dann, wie dem Bischof seine Vasallen viel Böses tun, utpote simplici viro et linguae regionis ignaro. So läßt er sich denn auch von allen möglichen Leuten gröblich hinters Licht führen und ausnützen. Kap. 100 (S. 442): huiusmodi motibus semper affectus moerore tabescebat, sibique aliquando cum flebili querimonia improperans dicebat: quid tu, o miserrime Teddo, quid tu

patria relicta inter barbaros devenisti? ecce tuis plana, sed et digna reconpensatio meritis, quod tuum patrem sanctum Severinum reliquisti. inter haec ergo episcopus, a tanto naufragio enatare conatus, Coloniam revertitur: dort erbarmt sich Gott seiner und läßt ihn sterben. Kann man eine harmlose Natur in ihrer Hilflosigkeit anschaulicher schildern? Daß der Verfasser hier sein Urteil nicht ganz so direkt gibt wie sonst, geschieht offenbar aus Hochachtung vor seinen übrigen Eigenschaften.

Das zweite Buch behandelt die Klöster der Diözese; die Personen spielen hier gar keine Rolle. Das ganze dritte Buch ist der Tätigkeit Bischof Gerhards gewidmet, auf dessen Befehl und zu dessen Lebzeiten der Verfasser schreibt. Eine eigentliche Charakteristik dieses Mannes fehlt in dem erhaltenen Teil, und da ihr Platz gleich am Anfang gewesen wäre, war wohl auch in dem verlorenen Schluß keine gegeben, eben weil es sich um einen lebenden Vorgesetzten handelte. Erwähnenswert ist, daß einige Briefe Gerhards eingefügt werden (3, 28ff.), um sein eifriges Bemühen für die kirchliche Zucht zu zeigen.

Alles in allem macht der Verfasser den Eindruck eines gescheiten, unparteilich und verständnisvoll urteilenden Mannes; seine Sachlichkeit, die stets die Dinge beim rechten Namen zu nennen sucht, sticht sehr zu ihrem Vorteil von den leeren Phrasen seines Fortsetzers ab.

Casus Sancti Galli.

Ist schon das eben besprochene Werk stellenweise sehr breit und mit vielen Abschweifungen geschrieben, so liest sich Ekkehards Sankt Gallener Klostergeschichte[1]) fast wie ein kulturhistorischer Roman; in behaglicher Weitschweifigkeit, voll von Episoden und so gut wie völlig ohne Gliederung zieht die Erzählung dahin. Mit das Wertvollste aber ist die Fülle lebenswahr geschilderter Gestalten, die wir hier finden; nicht umsonst hat Scheffel eine ganze Anzahl dieser Gestalten fast wortgetreu in seinen bekannten Roman herübergenommen, und gerade diese Gestalten haben mehr wirklich geschautes Leben als die meisten der von ihm selber hinzugefügten.

Ekkehard schreibt ums Jahr 1050 und kommt in seiner Erzählung nur bis 972: der größte Teil von dem, was er schildert, liegt hundert und mehr Jahre zurück. Seine Hauptquelle ist die mündliche Überlieferung des Klosters. Kein Wunder, daß chronologische Verstöße sehr zahl-

1) M. G. II, 75—147.

reich sind; wir finden sie unter ähnlichen Verhältnissen ja auch bei einem der zuverlässigsten mittelalterlichen Historiker, bei Adam von Bremen. Noch mehr: die Gestalt Salomos III. von Konstanz ist bei Ekkehard sicher stark verzeichnet; bei den vielen Anekdoten, die er über ihn erzählt, ist der Zweifel an der historischen Wahrheit sehr berechtigt. Aber schwerlich haben wir es hier, wie Meyer von Knonau meint[1]), mit kecker Erfindung Ekkehards zu tun. Gerade eine so hervorragende Gestalt wie die Salomos war der Mythenbildung, auch der Übertragung einzelner Geschichten von andern auf ihn, besonders ausgesetzt. Gewiß war er auch in Wirklichkeit einem Scherz nicht abgeneigt[2]); aber das meiste von diesen Geschichten hat sicher die deutsche Freude an Rätsel- und Schimpfspielen in Frage und Antwort ihm als einem bekannten Freund eines guten Scherzes angehängt. Wir finden derartiges ja auch anderweit. Wohl zu beachten aber ist, daß Ekkehard in seiner direkten Charakteristik (S. 92) einen ganz andern Salomo zeichnet, einen gelehrten Herrn, erfahren in vielen Künsten, hochangesehen wegen seiner Klugheit, ausgezeichnet als Kanzelredner. Die wahre Gestalt Salomos ist offenbar nur noch in sehr allgemeinen Zügen vorhanden; von dem Politiker Salomo ist überhaupt nicht die Rede. Was ihm in der Erinnerung noch lebte, war eben seine gute Laune.

Bewußte Fälschung der Wahrheit haben wir bloß da anzunehmen, wo Ekkehard eine bestimmte Tendenz verfolgt: in der berühmten Geschichte von der Untersuchungsgesandtschaft, die nach St. Gallen kommt, um die Klagen über angebliche Mißstände im Kloster zu prüfen, und alles in schönster Ordnung findet. Da ist aber auch die Tendenz mit Händen zu greifen: die Erzählung bekommt plötzlich den salbungsvollen Stil der Heiligenleben, alles schwimmt in Freude und Wonne, keine Spur mehr von individuellem Leben und realistischer Schilderung, wie sie uns im Hauptteil des Werkes fesselt, dafür lange direkte Reden.

Ganz anders im ersten Teil; nehmen wir als Probe die Schilderung der drei Freunde Notker, Tuotilo und Ratpert (S. 94f.), wie er sie den Erzählungen der Mönche entnommen hat. Er stellt sie mit voller Absicht nebeneinander zum Vergleich: quamvis votis essent unicordes, natura tamen, ut fit, erant dissimiles.

Zuerst wird Notker geschildert: corpore non animo gracilis (unscheinbar), voce non spiritu balbulus, in divinis erectus, in adversis patiens,

1) Einleitung zu seiner Übersetzung in den Gesch. d. dt. Vorzeit, S. XXV.
2) S. 92: commessator pro tempore loco et personis hilaris erat et iocundus.

ad omnia mitis, in nostratium acer erat exactor disciplinis; ad repentina timidulus et inopinata, praeter demones infestantes, erat; quibus quidem se audenter opponere solebat. in orando, legendo, dictando creberrimus. et ut omnis sanctitatis eius in brevi complectar dotes, sancti spiritus erat vasculum, quo suo tempore abundantius nullum.

Tuotilo longe aliter bonus erat et utilis. homo lacertis et omnibus membris, sicut Favius athletas eligere docet; erat eloquens, voce clarus, celaturae (erhabene Arbeit) elegans et picturae artifex, musicus sicut et socii eius; sed in omnium genere fidium et fistularum prae omnibus . .. nuntius procul et prope sollers; in structuris et ceteris artibus suis efficax, concinnandi in utraque lingua potens et promtus natura, serio et ioco festivus (gemütlich), adeo ut Karolus noster aliquando ei maledixerit, qui talis naturae hominem monachum fecerit. sed inter haec omnia, quod prae aliis est, in choro strenuus, in latebris erat lacrimosus; versus et melodias facere praepotens; castus, ut Marcelli discipulus, qui feminis oculos clausit. — Dazu noch ein kurzer Nachtrag (S. 97): erat in divinis et humanis ad responsa paratissimus et si quid incondecens, maxime in monachis, usquam vidisset, pro loco, tempore et persona zelator erectus, ut in uno de pluribus dicere habebimus. Der letztere Ausdruck zeigt, daß die nun folgende Geschichte den Zweck verfolgt, diese Charakteristik zu stützen. Eine weitere dann folgende Erzählung wird mit den Worten eingeleitet (S. 98): dixerant autem de illo unum aliquid, quod quamvis monachi non fuerit, propter naturam tamen hominis dicere volo. Also diese Geschichten sind Ekkehard nicht Selbstzweck; sie sollen helfen das Wesen ihrer Helden zu charakterisieren. Der Mann ist ihm die Hauptsache, nicht die Geschichte.

Schließlich der dritte der Freunde (S. 95): Ratpertus inter ambos quos diximus medius incedebat. scolarum ab adolescentia magister, doctor planus et benevolus, disciplinis asperior; raro praeter fratres pedem claustro promovens, duos calceos annum habens, excursus mortem nominans; sepe Tuotilonem itinerarium, ut se caveret, amplexibus monens. in scolis sedulus, plerumque cursus et missas negligebat: bonas, inquiens, missas audimus, cum eas agi docemus. qui cum labem maximam claustri impunitatem nominasset, ad capitulum tamen nonnisi vocatus venit, cum sibi officium capitulandi et puniendi gravissimum, ut ait, sit traditum.

Es sind keine großen Geister, die Ekkehard uns hier vorführt, darum könnte er auch mit der tiefgründigsten psychologischen Analyse

nichts Besseres geben als diese warmherzigen, lebensvollen Schilderungen harmloser, einfacher Mönche. Kann man hier wirklich auch nur drandenken, von Typik zu reden? Mit welcher Feinfühligkeit und nicht ohne Humor sind hier die bezeichnendsten Züge herausgehoben und zum Vergleich nebeneinander gestellt! Hier schreibt eben nicht nur ein Schriftsteller von Geist und Gemüt, sondern hier schildern Mönche ihresgleichen, Durchschnittsmenschen, nicht überragende Persönlichkeiten, Leute, deren ganzes Tun und Treiben, deren ganzes Leben sich vor denen abspielte, die später von ihnen erzählten.[1]) Hier fehlen also alle die Nachteile, mit denen sonst mönchische Geschichtschreiber zu kämpfen haben; das Ergebnis zeigt schon allein, was an der Behauptung von dem unindividuellen Mittelalter ist. Und die Tatsache, daß hier ganz einfache Mönche, die für das Kloster durchaus nicht mehr bedeuteten als andre, so eingehend geschildert werden, ist ein Beweis für des Verfassers reges Interesse am Individuellen, und ebenso für das seiner Gewährsleute und seiner Leser.[2])

Gesta episcoporum Leodiensium.

In Anselms Geschichte des Bistums Lüttich[3]) tritt uns zum erstenmal eine ausgesprochene Tendenz entgegen: die Tendenz nur zu loben, Tadel dagegen zu unterdrücken und Schattenseiten zu verschweigen.

Er ist kein oberflächlicher Phrasenmacher; er hat sein Werk ums Jahr 1053 als Kanoniker in Lüttich verfaßt und wurde bald darauf Dekan und später Abt von St. Hubert, war also wohl kein ganz gewöhnlicher Kopf. Insbesondere zeigt die ganze Art und Weise, wie er seine Aufgabe anpackt, die geschickte Verwendung von Schriftstücken aus dem bischöflichen Archiv, seine skeptische Stellung zum Wunder einen geistig nicht unbedeutenden Mann, von dem wohl ein weniger einseitiges Urteil zu erwarten wäre.

Aber Anselm widmet sein Werk dem Anno von Köln, zu dessen Erzdiözese Lüttich gehörte, also seinem Vorgesetzten, und sagt in seiner Vorrede (S. 162): enimvero matrem suam, sanctam videlicet coloniam, latere non decet, quot et quales humilis Lethgia habuerit rectores; quorum si quos Deo placere cognoverit, unde abundantius gaudeat, sedula mater habebit. matrum enim est, filiorum proventus suos existi-

1) Genau denselben Fall haben wir in der ebenso lebensvollen Schilderung Hermanns des Lahmen bei Berthold.

2) Vgl. das Urteil Haucks über Ekkehard, K. G. III, 509.

3) M. G. VII, 191—234. Vgl. Wattenbach II, 145f.

mare. Er will also Anno zeigen, daß er auf Lüttich stolz sein könne. So erklärt es sich, daß er nur freundliche Farben auf seine Palette nimmt, insbesondere auch bei den Charakteristiken der einzelnen Bischöfe, so daß er am Schluß seiner Vorrede von seiner Schrift sagen kann, sie könne ein bene vivendi exemplum sein.

So erfahren wir denn von sämtlichen Bischöfen nur Löbliches; die meisten Charakteristiken bestehen aus nichts als den üblichen epitheta ornantia und reichlichen Lobsprüchen; man hat den Eindruck, daß Anselm es auch nicht schwer nimmt, solche Beurteilungen mehr oder weniger aus den Fingern zu saugen. Wo er nicht ausführlich loben kann, da schweigt er lieber. Einigermaßen lebendig ist im ganzen ersten Teil des Werkes nur die Schilderung Bischof Walbodos (1018—1021), dem er trotz seiner kurzen Regierungszeit volle zwei Seiten widmet; wie denn überhaupt die Behandlung der einzelnen Bischöfe sehr ungleich ist, offensichtlich infolge der Beschaffenheit des Quellenmaterials. Auch Walbodo wird (Kap. 33) nur nach einer Seite geschildert, als asketische Mönchsnatur, die sich nicht genug tun kann in Selbstkasteiung.

Durchaus in rühmendem Sinn gehalten ist auch die eingehende, mit warmer Anteilnahme geschriebene Schilderung von Leben und Wirken Bischof Wazos (1042—1048), die den ganzen zweiten Teil des Werkes einnimmt. Eine zusammenfassende Charakteristik gibt Anselm nicht von ihm, wohl aber häufig charakterisierende Bemerkungen. Aus diesen wird klar, daß er, und zwar sichtlich mit vollem Recht, als Grundzug von Wazos Wesen seinen unbeugsamen Rechtsinn ansieht, der keine Rücksichten irgendwelcher Art kennt und nimmt, sondern stets seine Meinung frei heraus sagt, auch wo er weiß, daß sie nicht gerne gehört wird. Schon als Propst zieht er sich viele Feindschaften mächtiger Herren zu, ob defensionem veritatis, pro qua ne mori quidem metuebat; doch vermag ihm keiner etwas anzuhaben: erat enim hoc in eo prae ceteris nostrae memoriae mortalibus tam laudabile quam mirabile, quod in quocumque negotio contra quemlibet sumeret controversiam, inexpugnabili rationis opere munitus assequeretur victoriam. hoc autem ideo fiebat, quia circumspectum ex omni parte animal Dei ante et retro in intentionem boni direxerat, in cuius sese cum veritate et ratione ita defixerat, ut nec odio nec gratia inde moveri posset (Kap. 48, S. 218). Wie er als neugewählter Bischof zu seinem Stuhl geleitet wird, bricht er in Tränen aus: mirati sunt omnes qui aderant, quomodo ferreum ut putabant eius viri pectus in tantas posset scindi

lacrimas. nisi praesens vidissem, nullo modo crederem, fügt Anselm hinzu (Kap. 51, S. 220). Während eines Krieges läßt Wazo den Bauern das requirierte Vieh voll ersetzen, nullum iniusticiae locum esse paciens etiam in tanta rerum difficultate. qua ex re liquet quam tenax aequi et recti alias fuerit, quandoquidem . . vel summa necessitudo rigidum Catonem nostrum a iusticia divellere nequiverit (Kap. 55). Gleich darauf (Kap. 58) erzählt Anselm als Beweis für Wazos strenge Rechtlichkeit und libera auctoritas, quae tocius duplicitatis exsors a veritatis tramite neque ad dextram neque ad sinistram declinare noverat, den bekannten Vorfall, wie Wazo in der Angelegenheit Widgers von Ravenna Heinrich III. entgegentritt, und später (Kap. 66) einen zweiten ganz ähnlichen Fall. Besonders packend tritt uns die ganze eiserne Energie dieses Mannes aus der Schilderung seines Sterbens (Kap. 69) entgegen: si quit severius dictante ratione in quoslibet ab ipso incolumi iudicatum fuerat, nullo mortis metu mutare, immo inconvulsum esse post obitum suum volebat et inflexibilem propositi rigidatem fortiter usque ad mortem retinuit, conscius utique sibi, quia bona animi intentione omnia fecerat, nichil de his iusto iudici . . displicere. Auf die Frage, ob er irgendwelche Verfehlung gegen den Kaiser zu beichten habe, antwortet er, er habe sich nichts vorzuwerfen, als daß er einmal durch zu große Nachgiebigkeit den Schein erweckt habe, als sei er im Unrecht.

Die ganze Zeichnung Wazos ist ein schlagender Beweis dafür, wie man beschönigende Lobsprüche in derartigen auf möglichst rosige Färbung abzielenden Schriften durchaus nicht immer für die letzte Weisheit ihres Verfassers ansehen darf: hier, wo Anselm persönliche Kenntnis aus nächster Nähe zu Gebote stand, wo ihn aufrichtige Verehrung für den Mann erfüllte und wo er der Wahrheit durchaus die Ehre geben konnte, ohne gegen seine schriftstellerischen Absichten zu verstoßen, zeigt er ein nicht geringes Maß von Urteilsfähigkeit; es kommt ihm nicht auf möglichst viele Einzelzüge an, sondern auf Herausarbeitung der grundlegenden Eigenschaften seines Helden. Und das ist ihm gelungen.

Gesta abbatum Gemblacensium.

Die Geschichte der Äbte von Gembloux hat zwischen 1060 und 1070 Sigebert verfaßt[1]), doch reicht das Werk nicht ganz bis auf seine Zeit. Auch hier, wo doch der Verfasser ein Geschichtschreiber von Ruf ist,

1) M. G. VIII, 523—542.

machen wir wieder dieselbe Beobachtung, daß die Gestalten der Äbte der älteren Zeit leere Schatten ohne Fleisch und Blut sind, weil es dem Verfasser an dem nötigen Quellenmaterial fehlt. Der erste der hier behandelten Äbte, Erluin († 987), wird als wahres Muster aller Tugenden gepriesen (Kap. 2); aber Sigeberts Quelle ist hier das Lobgedicht eines Mönchs auf Erluin!

Eine eingehende Schilderung seines Wirkens bekommt erst Abt Olpert, der bis 1048 lebte, so daß also Sigebert kaum 20 Jahre nach seinem Tod schrieb und ihn zweifellos persönlich gekannt hat. Hier finden wir nicht mehr leere Phrasen wie bei Erluin, sondern wahrheitsgetreue, lebendige Auffassung auf Grund aufrichtiger Verehrung, die überall durchklingt. Sigebert gibt keine zusammenfassende, direkte Charakteristik dieses trefflichen Mannes, sondern schildert nur seine Lebensweise und Tätigkeit und weist dabei auf einzelne Charakterzüge hin. Bei einer großen Teuerung spendet Olpert mit vollen Händen den Darbenden: non ex tristitia (mit trübseligem Ernst) aut ex necessitate elemosinarum (aus Pflichtgefühl) implebat opus, sed pietatem misericordissimi cordis ostendebat ex hilaritate (Freundlichkeit) vultus (Kap. 40, S. 540). Also nicht weil es Pflicht ist, sondern aus warmem, mitfühlendem Herzen schenkt er; ein durchaus individueller Zug bei einer völlig „typischen" Tätigkeit. Kap. 41 f. erzählt Sigebert, wie Olpert für die Ausstattung der Kirche und der Bibliothek sorgt, und knüpft daran die Bemerkung: mirandum sane unum hominem in tanta tenuitate rerum tanta potuisse comparare. Er bringt also Olperts Leistung in Beziehung zu den gegebenen Verhältnissen, ein Beweis für seinen historischen Sinn. Überhaupt bewundert er an Olpert besonders seine Vielseitigkeit, namentlich im Hinblick auf seinen Werdegang (Kap. 43, S. 540): a puero enim in solitudine claustrati educatus (obgleich!) sollers et prudens apparuit in disponendis mundanis rebus . .; et contra dum se restringeret ad rigorem monasticae conversationis, id ipse inter strepitum aecclesiasticae procurationis explebat subsicivis operis, quod vix aliquis alter attingeret vacans Deo in quiete monasticae solitudinis. Auch hier nimmt also Sigebert die verschiedenen Leistungen nicht einfach hin, sondern setzt sie in Beziehung zueinander und wertet sie unter Berücksichtigung der Hindernisse: wiederum eine ganz individuelle Auffassung. Dazu paßt, daß trotz der Ausführlichkeit der Erzählung die typischen Schilderungen von Gebeten, Fasten und Wachen völlig fehlen.

Triumphus S. Remacli.

Im Jahr 1065 schenkte König Heinrich das Kloster Malmedy, das bisher Stablo gehört hatte, dem Erzbischof Anno von Köln. Die Mönche von Stablo ließen sich das nicht gefallen, sondern wehrten sich aus allen Kräften um ihren Besitz, schließlich mit Erfolg. Die Geschichte dieses Triumphes des heiligen Remaclus hat unmittelbar nach den Ereignissen (1071) ein Stabloer Mönch, also auf Grund eigenen Erlebnisses, geschrieben[1]); später wurde von andrer Hand die Vorgeschichte hinzugefügt (Buch I), die in Auffassung wie Darstellung den Vorgänger bei weitem übertrifft. Dieser erste Teil zeichnet sich aus durch seinen ruhigen, sachlichen Ton; von Erregung oder gar Schimpfereien im Stil Lamberts ist keine Rede.

Um so interessanter ist nun des Verfassers Meinung vom Charakter Annos, der sich hier ganz anders zeigt als in dessen Vita. Der Verfasser gibt keine zusammenfassende Charakteristik Annos, sondern beschränkt sich auf charakterisierende Bemerkungen, soweit solche eben nötig waren zum Verständnis des Zusammenhangs. Er spricht daher nur von denjenigen Seiten von Annos Wesen, die dieser bei den geschilderten Vorgängen betätigte. Ich stelle diese Äußerungen hier zusammen: . . quia vir erat magnae industriae acrisque ingenii (2, S. 438). . . cautum hominem . . (2, S. 438). . . non ignavo astu honori famaeque suae iuxta consulens (verbündet er sich mit Adalbert; 3, S. 439). . . nec suberat ei strenuo valentique ingenio fidere, quodlibet factu tam esset difficile, quin coeptum posset ad quos vellet exitus vir cautissimus perducere (3, S. 439). . . quaesivit astutus, quod ex iniquo auferret temerarius (Anschlag auf Malmedy; 4, S. 439). . . ut erat vir inflexibilis a sua sententia . . (13, S. 444). . . regis animum, quem possidebat velut quoddam mancipium, pravo ingenio a recti sententia deduxit (14, S. 444). . . nil erat tam difficile, quod illi auderet rex licet ingrato abnuere (16, S. 445). ille ut anguis lubricus ad latebras tendit (weiß stets neue Ausflüchte; 16, S. 445). Wie der Abt seine Sache dem Papst vorträgt, wundert sich dieser, tam sapientis viri deceptam prudentiam tam inconsulte potuisse desipere in his (19, S. 447). Trotz der Mahnung des Papstes non magis quam adamans (Diamant) ferro emollitur eius (Annos) animus . . animi sui constantia retinens iracundiam (19, S. 447). episcopus (Anno) non diffidens suis viribus tanquam austeritate sua devictis omnibus zieht nun nach Rom (22, S. 448). Ver-

1) M. G. XI, 433—461. Vgl. Wattenbach II, 140f.

gebens bemüht sich nun der Abt, der ebenfalls nach Rom geeilt ist, Anno umzustimmen; er kniet neben den Altar, an dem Anno zelebriert: er fleht um Versöhnung, während jener die heilige Handlung vollzieht: Anno kümmert sich nicht darum, neque sic a sua sententia pertinax animus discrepat. Der Papst, cum suis non magni pendens illius religionem, hanc impietatem execratur.

Wie in diesem letzten Fall Annos nur sehr äußerliche Frömmigkeit richtig beurteilt wird, so geben diese verschiedenen Äußerungen zusammengenommen eine sehr treffende Charakteristik dieses klugen, scharfsichtigen, aber maßlos eigenwilligen, selbstsüchtigen und gewalttätigen Mannes[1]); es ist wohl zu beachten, wie der Verfasser Annos hervorragende Begabung ohne weiteres anerkennt. Es ist ein über dem Durchschnitt stehender Geist, der dieses erste Buch geschrieben hat.

Ein weiterer Beweis dafür ist auch seine vergleichende Schilderung der Brüder Gottfried und Friedrich von Lothringen, die in dem Streit eine wesentliche Rolle spielten. Daß deutliche Anklänge an Sallust Catilina 54 vorliegen, wo die Aufgabe ganz ähnlich war, ist nur von formaler Bedeutung, wie unsre sonstige Kenntnis der beiden zeigt. Es heißt hier (Kap. 11, S. 443): his genus, aetas, potentia prope erant aequalia, magnitudo quoque animi par et gloria; sed alii aliter alia. Friderico innocentia et vitae integritas inerat, cui severitas cum honestate reverentiam dignitatemque addiderat; rebus etiam ipsis palam dabat intelligi, quod neque amicitiam, neque propinquitatem generis, ad hoc nec sublimitatem regni iustitia et veritate unquam potiora habuerit. — Ast in Godefrido ingens virtus corporis et animi, bellis militaribusque exercitiis enitens, claritudinem viro parabat. in quo eloquentia aeque ac prudentia acri ingenio praeminebat. verum verbis non minus quam factis sui famam nominis extendere, item honores

1) Man vergleiche die in allem wesentlich übereinstimmende, aber aus andern Quellen geschöpfte Schilderung Haucks, K. G. III, 712ff. — Vergleichsweise sei hier die kurze, aber treffende Schilderung beigefügt, die in der sonst unbedeutenden Gründungsgeschichte des Klosters Brauweiler von Anno entworfen wird (M. G. XIV, 140): . . successit in episcopatum vir venerabilis Anno, qui quamvis sanctae religionis approbatus cultor fuisset, interdum tamen proprii plus arbitratus quam iusticiae cultus tenax. . . mirum dictu, quod virum tam prudentem nec iusta ab obstinatione sua revocare sententia potuit nec . ultio divina . . deterrere valuit (er hat das Kloster geschädigt). Auch hier wird also sein kirchlicher Eifer, aber auch sein Eigensinn und seine Selbstsucht hervorgehoben, die ihn oft genug zu Ungerechtigkeiten verleiteten.

dignitatesque saeculi ambire, magnum exercitum parare, bella interdum movere, laboribus dies noctesque invigilare, caedes, incendia praedasque bellicas facere, his omnibus pro re et tempore non inglorius uti habebat delectabile, qualia nunquam in altero locum invenere. . . Friderico . . semper pax fuit carior bellis, pacatumque reddebat prudenti ingenio quicquid in bella et seditiones moveri sentiebat ex adverso. cum in altero esset malis exitium, in isto miseris erat perfugium. nunquam in eo dominus suus invenit contrarium sibi aut reprehensibile, quia mentiri vel peierare semper illi fuit pro crimine: bonus esse quam videri malebat, et ideo magis gloriam assequebatur, quam minus appetebat. fatemur et in Gotefrido fuisse artes optimas, quas tamen aliquando praepediebat cupiditas. id erat in illo unum minus laudabile, quod saepe rogatus, cum posset auxilium ferre, dicebatur pollicitando magis differre quam prodesse, ut animadverti potest in huius textus prosecutione.

Während nun Friedrich die Stabloer unterstützt hatte, deren Vogt er war, trug seines Bruders und Nachfolgers Gottfried Unzuverlässigkeit viel dazu bei, daß Anno den Kampf so lange fortsetzte. Trotzdem also die Mönche Grund hatten mit ihm unzufrieden zu sein, ist doch auch die Schilderung Gottfrieds völlig unparteiisch und objektiv; Haucks Urteil (III, S. 670f.) stimmt auch hier „im wesentlichen“, wie er selber sagt, damit überein. Die Zeichnung Friedrichs ist viel blasser; doch war eben tatsächlich Gottfried eine weit schärfer ausgeprägte Persönlichkeit. Der Verfasser hat es verstanden, diese beiden so verschiedenen Charaktere sehr wirksam und treffend einander gegenüberzustellen; die Charakteristik Cäsars und Catos, die er bei Sallust findet, schreibt er nicht einfach gedankenlos ab, sondern übernimmt daraus nur, was ihm zu passen schien; was nicht paßt, ersetzt er durch eigene Wendungen, so daß das Ganze gar nicht den Eindruck des Zusammengestoppelten macht. Ein Beweis, wie vorsichtig von Fall zu Fall derartige Stellenübertragungen ihrem Inhalt nach beurteilt werden müssen.

Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum.

Adam von Bremen betont in seinem berühmten Werk[1]) die Gliederung nach Bischöfen: ihre Tätigkeit und die Ereignisse während der einzelnen Regierungszeiten werden erzählt. Eine Charakteristik erhalten, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, nur sie. Dabei geht

1) Schulausgabe der Mon. Germ. von Lappenberg² 1876.

Adam auf ihre Jugend- und Vorgeschichte grundsätzlich nicht ein, auch nicht bei der breiten Schilderung Adalberts: die Bischöfe sind für ihn erst mit dem Beginn ihrer Regierung vorhanden, die Geschicke des Bistums unter ihrer Leitung will er schreiben, und hält dementsprechend auch bei Adalbert scharf die Grenze gegen die Biographie inne. Da es ihm also, abgesehen von der überragenden Gestalt Adalberts, gar nicht in erster Linie auf die Persönlichkeiten ankommt, so ist es völlig folgerichtig, wenn er sich auf ganz knappe Charakteristiken beschränkt und darauf verzichtet, in der Erzählung der Ereignisse auf einzelne Charakterzüge der Bischöfe hinzuweisen. Eine Ausnahme macht er nur bei Adalbert; nicht nur weil das der einzige der geschilderten Bischöfe ist, den er aus eigener Beobachtung kennt, sondern weil er keine andre Möglichkeit sieht, dem Leser die Vorgänge unter Adalberts Regierung verständlich zu machen (3, 70).

Wir wenden uns zunächst dem für uns weitaus wertvollsten Teil von Adams Werk zu, dem dritten Buch, das fast ausschließlich dem Wesen und Wirken Adalberts gewidmet ist. Daß die Schilderung dieses außerordentlichen Mannes eine Glanzleistung der mittelalterlichen Geschichtschreibung ist, ist längst anerkannt.[1]) Adam verflicht hier Charakteristik und Erzählung der Ereignisse völlig zu einem einheitlichen Ganzen; der Gang der Erzählung wird fortwährend durch Hinweise auf Charakter und innere Entwicklung Adalberts unterbrochen. Das lag nicht von vornherein in Adams Absicht. Er will die Schilderung von Adalberts mores gleich an den Anfang des Buches setzen, damit aus seinem Charakter alles Folgende sich erkläre (3, 1). Aber er hält sich nicht an dieses Schema: je weiter er in seiner Erzählung kommt, desto lebendiger wird ihm die Erinnerung an den vor zwei Jahren erst verstorbenen Erzbischof († 1072; Adam schreibt 1074), er kann sich nicht genug tun, immer wieder auf das wunderbare Wesen dieses Mannes zurückzukommen, so sehr erfüllt dessen Gestalt wieder alle seine Gedanken. Es gibt sehr wenig biographische Schilderungen des Mittelalters, aus denen so sehr lebendigste innere Anteilnahme für den Geschilderten spricht.

Um so mehr ist Adams Aufrichtigkeit und Objektivität anzuerkennen. Man kann aus seinen Worten deutlich heraushören, wie gern er diesen trotz allem aufrichtig verehrten Mann uneingeschränkt bewundern und preisen möchte; aber er gibt der Wahrheit die Ehre und

1) Die beste Würdigung wieder bei Hauck, K. G. III, 649ff., 946ff.

kommt darüber fast in Gefahr, ins andre Extrem zu verfallen und die Fehler zu einseitig hervorzuheben. Wohl setzt er an den Anfang (3, 1) eine Aufzählung von Adalberts guten Eigenschaften; aber alles Folgende ist eigentlich nur eine sehr ausführliche Darstellung, wie diese guten Eigenschaften von den Fehlern immer mehr überwuchert und unwirksam gemacht werden. Er kennzeichnet diese Entwicklung mit wenigen treffenden Worten (3, 39): breviter hoc dicendum est, pro sola quam dilexit mundi gloria peioratum esse virum illum de omnibus quas ab initio habuit virtutibus. Insbesondere seit seiner Vertreibung vom Königshof (1066) habe er sich immer mehr verändert und sei sich selber unähnlich, seiner Umgebung immer mehr ein Rätsel geworden: talis ille circa finem totus a se alteratus et a pristina virtute pessum datus, quid vellet aut nollet, nec sibi nec ulli suorum poterat satis notum esse (3, 61).

Adam begnügt sich aber nicht mit der Feststellung dieser Entwicklung zum Schlimmern, sondern sucht auch deren Ursache zu ergründen. Als solche, als Grundfehler von Adalberts Charakter erkennt er seine maßlose Eitelkeit, sein Streben nach weltlichem Ruhm: cuius morbi causas cum diligenter et diu perscrutarer, inveni sapientem virum ex illa, quam nimium dilexit, mundi gloria perductum (3, 36).[1] Einen großen Teil der Schuld an dieser Umwandlung mißt Adam auch den falschen Freunden des Erzbischofs bei, die ihn durch ihre Schmeicheleien und Ränke auf Abwege gebracht hätten (3, 62; 65) und ebenso seinen Gegnern, ihren unaufhörlichen Anfeindungen und all dem Unheil, das sie über ihn gebracht (3, 62).

Gerade das ist das Wertvollste an Adams Leistung, daß er sich nicht damit begnügt, einzelne Züge an Adalbert hervorzuheben, sondern sich klar darüber zu werden sucht, wie sich dieses einzelne aus allgemeineren Grundeigenschaften, oder aber auch aus der Einwirkung der äußeren Verhältnisse erklärt; „in hohem Maße eignete ihm die wertvolle Gabe zu fragen", sagt Hauck (S. 947) und fährt fort (S. 948): „er beobachtete, wie in diesem Spiel der Kräfte, unter dem Zusammenwirken der Anlagen und Handlungen, der Neigungen und Verhältnisse, der Erfolge und der Niederlagen der Mann das wird, was er ist". Treffender kann man Adams Werk nicht charakterisieren: kein mittelalterlicher Schriftsteller wird so wie er der inneren Entwicklung seines Helden gerecht.

1) Vgl. die oben angeführte Stelle aus Kap. 39 und schon Kap. 2: . . nisi unum vicium . . omnem decorem praesulis obnubilaret, . . cenodoxia.

Angesichts der Unmöglichkeit, Adams Schilderung des Wesens seines Helden hier im Wortlaut anzuführen, beschränke ich mich darauf, das Wesentliche hier wiederzugeben.

Gleich im Anfang (3, 2) spricht Adam von Adalberts besondrer Art der largitas und humilitas. Er selber habe es für unwürdig gehalten zu bitten, und habe sich durch Empfangen gedemütigt gefühlt, habe aber gern geschenkt, auch ungebeten. Seine Demut sei zweideutig (dubia) erschienen, weil er sie nur gegen Niedrigerstehende bewies, nie aber gegen Seinesgleichen und Höhere. Adam sieht in diesen beiden Zügen Hochmut. Es ist wohl zu bemerken, wie individuell er hier die beiden sonst so typischen Ausdrücke largitas und humilitas anwendet. — Hierher gehört auch, was er Kap. 35 erzählt. Während Anno von Köln seinen Einfluß beim König benützt, um seinen Anhängern möglichst viel Ehren und Vorteile zuzuwenden, hält es Adalbert für seiner unwürdig, einen der Seinen dem König zur Beförderung oder Beschenkung vorzuschlagen: er könne sie ebensogut oder besser selber belohnen, sagt er. Sein Wille allein soll gelten. Wer ihm dazu hilft, wird reich belohnt. Kein Wunder, daß niemand bei ihm höher geschätzt war als der Schmeichler, der sich zum Herold seiner Eitelkeit machte. — Dabei betont aber Adam, daß Adalberts Bestreben nicht der eigenen Person, dem eigenen Wohlergehen gegolten habe, sondern ganz und gar seiner Kirche; sie zur ersten zu machen ist sein Ehrgeiz, dem er alles opfert: zum Besten seiner Kirche will er nichts schonen, weder sich selber noch seine Geistlichen noch die Kirche selber (3, 2; vgl. 54, 58, 68). „Wunderbar nämlich war des Mannes Sinn, Untätigkeit konnte er nicht ertragen, niemals ermüdete er, obwohl doch so große Arbeiten daheim wie draußen ihn in Anspruch nehmen“ (3, 36). So will er auf dürrem Boden Gärten und Weinpflanzungen hervorzaubern, und wenn auch der Erfolg natürlich ausblieb, so belohnte er doch die reichlich, die seine Pläne zu fördern schienen. „Also kämpfte des Mannes hoher Sinn (mens alta) mit der Natur des Vaterlandes, und was er irgendwo Ausgezeichnetes kennen lernte, das wollte er gleich auch selbst besitzen“ (3, 36). Dem entspricht es, wenn er bei kirchlichen Festen großes Gepränge und Glanz liebt (26) und stets ein zahlreiches Gefolge um sich haben will (35): „denn er wollte alles groß haben, alles bewundernswert, alles prachtvoll, so in geistlichen wie in weltlichen Dingen, und darum soll er auch an dem Rauch der Spezereien sich ergötzt haben und an dem Blitzen der Lichter und an dem Donner der laut ertönenden Stimmen“ (26).

Seine Gäste bewirtet er stets aufs großartigste; das gehört ihm zur Gastfreundlichkeit, die er als ruhmbringendste aller Tugenden ansieht (38). Diese Großzügigkeit und Prachtliebe zeigt sich auch in seinen Bauten. Überall habe er ein Denkmal seines Ruhmes hinterlassen wollen, sagt Adam (3, 9); die Leistungen seiner Vorgänger habe er als mittelmäßig mißachtet und alles von Grund auf neu gestalten wollen (3, 9). Für seinen neuen Dom nimmt er die prächtigste Kirche der damaligen Zeit zum Muster, den Dom zu Benevent, (3, 3) und läßt, um den Bau rascher zu fördern, sogar die von seinen Vorgängern begonnene Stadtmauer „allzu rasch entschlossen" als minder notwendig niederreißen und die Steine für den Dom verwenden (3, 3). Selbst in seiner Redeweise zeigt sich diese Großzügigkeit; die Verhältnisse im Norden legt er einmal „in einem seiner Weise entsprechenden großartigen (amplifico ut solebat) Vortrage dar (3, 15). Der Mission widmet er sich mit dem größten Eifer (3, 11 ff.) und strebt mit aller Macht danach, sein Bistum von allen Vorrechten weltlicher Großer zu befreien (3, 5). Aber auch die kleineren Pflichten seines Amtes vergißt er nicht und sorgt trefflich für Waisen, Witwen und Bedürftige aller Art (23). — So zeigt das Verhalten des Erzbischofs in den Tagen des Erfolgs, wie berechtigt Adams Urteil ist, wenn er als Adalberts Hauptfehler seinen hochfahrenden Sinn ansieht und zugibt, auch von dem, was lobenswert sei, habe er manches nur aus eitlem Streben nach weltlichem Ruhm getan; dabei aber ausdrücklich hinzufügt, er habe vieles Gute „aus Gottesfurcht als guter Mensch" getan (3, 2), und auch von seinen scheinbar sinnlosen Handlungen sei vieles als unter dem Zwang der Verhältnisse, nicht etwa planlos geschehen zu verstehen und zu billigen (quam coacte et non temere, immo probabili ratione fecerit aliqua . . 3, 2).

Interessant ist die kurze Gegenüberstellung Adalberts und seines Nebenbuhlers, Annos von Köln (33): cum ambo essent viri prudentes et strenui in procuratione rei publicae, tamen alter alterum felicitate aut industria sua longe praecurrisse videtur. itaque ficta sodalitas episcoporum modico duravit tempore, et quamvis lingua utriusque pacem sonare videretur, cor tamen odio mortali pugnabat invicem. et Bremensis quidem praesul . . pronior fuit ad misericordiam regique domino suo fidem docuit servandam esse usque ad mortem. at vero Coloniensis, vir atrocis ingenii, etiam violatae fidei arguebatur in regem. praeterea per omnes . . coniurationes medioximus (Mittelsmann) semper erat. Das Übergewicht des Kölners wird dann daraus erklärt (34), daß dieser

es trefflich verstanden habe, seine einflußreiche Stellung auszunützen, um sich durch Austeilung von Ehren und Vorteilen einen großen Anhang zu verschaffen, während Adalbert das aus Hochmut verschmäht habe. Jedenfalls hat Adam recht, wenn er Adalbert für den edleren der beiden ansieht. Es ist gut beobachtet, daß er Anno indirekt die misericordia abspricht: der Triumphus Remacli zeigt die geradezu abstoßende Herzlosigkeit Annos sehr deutlich. Und ebenso war er tatsächlich in der Wahl der Mittel für seine egoistischen Pläne viel skrupelloser[1]) als Adalbert, der nie ein niedriger Intrigant gewesen ist; das hätte schon sein Stolz nicht erlaubt. Adam hebt mehrmals seine unbedingte Treue gegen König und Papst hervor (vgl. besonders den Anhang zu Buch III).

Ist so für die frühere Zeit Adalberts Licht und Schatten ziemlich gleichmäßig verteilt, so beginnt dieser immer stärker zu überwiegen, je mehr Eitelkeit und Ehrgeiz in seinem Charakter die Oberhand bekommt: et corrupti quidem mores archiepiscopi ab initio tales, in processu temporis et circa finem semper deteriores fuerunt (3, 35). Das gilt insbesondere für die Zeit nach seinem Sturz (1066). Mehr und mehr verliert er das innere Gleichgewicht: so lang es ihm gut ging, sagt Adam (3, 36), kannte sein Ehrgeiz, aber auch seine Teilnahme an andrer Unglück (si misertus est) keine Schranken; im Unglück aber war er mehr als recht niedergebeugt und war ebenso maßlos in seinem Zorn und Schmerz. Ist er imstande, die, die seinen Zorn gereizt, in der Wut tätlich zu mißhandeln, so ist er in der Geberlaune (largitas) ebenso sinnlos verschwenderisch (3, 37): solche Verschwendung hält er selber für den besten Beweis adliger Gesinnung (3, 39). Wenn er zornig ist, so flieht alles vor ihm wie vor einem wütenden Löwen; wenn er dann wieder besänftigt ist, so läßt er sich wie ein Lamm streicheln, sagt Adam bezeichnend (3, 37). Seine Wut verwandelt sich aber in einem Augenblick in gute Laune, wenn man ihm tüchtig schmeichelt; Adam sagt ausdrücklich, er habe das Lob von Fremden ebenso bereitwillig angenommen wie von den Seinen. Dann ist er sofort wie umgetauscht (quasi alteratus). Er sieht in diesen Lobhudlern, die sich natürlich massenhaft zu ihm drängen, nur Werkzeuge, seinen Ruhm in die Welt zu posaunen (ad nanciscendum honorem mundi necessarios 3, 37). Schließlich kommt

1) Vgl. Hauck, K. G. III, 714, der von den Tatsachen aus zu ganz demselben Urteil wie Adam kommt; eine Vergleichung Annos und Adalberts wiederum ganz im Sinne Adams S. 724.

es soweit, daß jeder, der dieses Treiben nicht mitmachen kann oder will, sich wie ein stumpfsinniger Dummkopf vom Hofe ausgeschlossen sieht. Dagegen glaubt er den unsinnigsten Prophezeiungen bereitwilligst, wenn sie nur seinen Wünschen entsprechen (38). Hat er früher fromme Stifter gebaut, so baut er jetzt Burgen (3, 36). Um seine kirchlichen Amtspflichten kümmert er sich kaum mehr, sondern geht ganz im Hofdienst auf: die Leitung des Reichs will er an sich bringen und dann, wie er sagt, das goldne Zeitalter wieder heraufführen (Kap. 46). Da wird er gestürzt, und nun wird's vollends arg mit ihm.

Nun setzt er alles daran, wieder an den Hof zu kommen: er scheut auch vor Raub und Bedrückung nicht zurück, um das nötige Geld zu erlangen (55ff.). An den Feinden seiner Kirche rächt er sich, indem er wie einst Hiob, eigene „Psalmen" gegen sie verfaßt (3, 54). Die Unruhe seines Innern (turbulentia morum) wird immer größer (3, 61). „Es erschien nämlich das Benehmen dieses Mannes, obwohl es auch sonst schon immer von der Gewohnheit andrer Menschen abwich, zuletzt gegen sein Ende hin als ein unmenschliches, unerträgliches und ihm selbst nicht mehr ähnliches", insbesondere eben seit seinem Sturz (61). Überwältigt von Scham, Zorn und Schmerz verliert er über den von allen Seiten anstürmenden Nöten geradezu den Verstand (impos mentis effectus est). Er wacht die Nacht hindurch und schläft tagüber. Von der bösen Wirklichkeit will er nichts mehr hören, sondern nur noch Märchen und Träume, woran er von jeher seine Freude gehabt hat (Kap. 38). Aus einer Propstei macht er einen Gutshof, aus dem Hospital eine Propstei. Sein Jähzorn ist größer als je. Weder er selber noch irgend sonst jemand weiß mehr, was er will oder nicht will: alles dies für Adam Zeichen seiner geistigen Zerrüttung. Wenn man ihn aber predigen hörte, so mußte man glauben, er sei noch ganz der Alte (61). Auch sonst bewahrt er sich wenigstens noch diesen und jenen seiner früheren Vorzüge. Zwar durchwacht er die Nacht bei Gelage und Musik; aber er selber bleibt außerordentlich mäßig, so prächtig es auch zugeht (38), wie ihm denn Völlerei von jeher besonders verhaßt war (55). Ihm liegt weniger an Essen und Trinken als an geistvoller Unterhaltung, die aber nie unanständig sein darf: gemeine Spaßmacher duldet er nicht (3, 38). Dagegen liebt er es sehr, beim Mahle gegen hochgestellte Männer am Königshof loszuziehen und ihnen niedrige Habsucht, Dummheit oder niedere Abkunft, insbesondere aber Treulosigkeit gegen den König vorzuwerfen (39), also lauter Dinge, von denen er sich frei wußte. Ist

er aber allein, so läßt er sich auch einmal durch Saitenspiel die quälenden Gedanken verjagen (38). War aber früher seine Tür jedem, auch dem unbekannten Fremden, offen gestanden, so kann es jetzt vorkommen, daß er selbst wichtige Persönlichkeiten tagelang nicht vorläßt (38); nur Ärzte hat er immer um sich.[1])

Endlich gelingt es ihm wieder an den Hof zu kommen. Abermals hat er „große und unglaubliche Dinge im Sinne" für seine Kirche (58), wird aber körperlich immer hinfälliger. Trotzdem glaubt er denen nicht, die ihm seinen nahen Tod verkündigen, sondern nur den Schmeichlern, die ihm eine glänzende Zukunft voraussagen (63). So stirbt er, fast bis zum letzten Atemzug tätig: cum adhuc speraret de vita praesenti, . . exhalavit spiritum (64). „So groß war des Mannes Seelenstärke, daß er selbst bei der größten Körperschwäche sich nie von jemand wollte unterstützen lassen und nie ein Wort des Schmerzes laut werden ließ" (68). Daß er sich manchmal wünschte, Mönch oder gar Märtyrer zu werden, sieht Adam als Zeichen der Reue an (68); in Wirklichkeit beweist dieser getreulich mitgeteilte Zug besser als alles andre, wie der stolze Mann durch seinen Sturz innerlich gebrochen war. Adam hat sicher recht, wenn er den Anfeindungen seiner Gegner, das heißt eben seinem Sturz, mit die Hauptschuld an der Veränderung seines Wesens gibt: mit der äußeren Stellung war für Adalbert auch der innere Halt dahin.

Es ist nicht ganz leicht, Adams Aussagen über Adalbert chronologisch richtig anzuordnen: er bringt mehrfach schon für frühere Zeit oder ganz allgemein Angaben, die offenbar nur für die Zeit nach 1066 gelten. Das läßt sich ohne weiteres daraus erklären, daß Adam den Erzbischof eben nur in dieser letzten Zeit selber gekannt hat, so daß ihm unwillkürlich der Adalbert dieser letzten Jahre mitunter zum Adalbert überhaupt wird. Doch sind das nur wenige und geringfügige Dinge, die unsre Bewunderung für Adams Leistung nicht zu beeinträchtigen vermögen. Welch hohe Auffassung spricht schon daraus, daß er die Anekdote völlig vermeidet! Es ist nun lehrreich, mit dieser geistvollen tiefeindringenden Schilderung des einzigen unter allen hamburgischen Erzbischöfen, den Adam selber und zwar aus nächster Nähe beobachten konnte, die der übrigen in seinem Werk zu vergleichen.

Für die Persönlichkeit der ersten Bremer Bischöfe, Willehad († 789)

1) Das bezieht sich offenbar auf die allerletzte Lebenszeit, wo er schon krank war; vgl. Kap. 63.

und Willerich († 838), und der ersten Erzbischöfe Ansgar († 865) und Rimbert († 888) standen ihm die Heiligenleben Ansgars, Willehads und Rimberts zur Verfügung; er verweist auch den Leser darauf, und entnimmt ihnen insbesondere die Charakteristik Ansgars. Die vielen Wunder, die die vita Rimberti erzählt, übernimmt er gläubig. Für die nächsten Nachfolger Rimberts steht ihm keine Biographie mehr zur Verfügung; so vermag er denn nur dürftige Notizen über tatsächliche Ereignisse zu geben. Es ist bemerkenswert, daß er keinen Versuch macht, aus diesen freilich spärlichen Tatsachen auf die Persönlichkeit dieser Erzbischöfe zu schließen. Dagegen sehen wir ihn in einem andern Fall Folkwins Methode anwenden. Er sagt nämlich von Bischof Leuderich (1, 21): hunc etiam tradunt superbum fuisse: quod exinde conici potest, quia se aliquando custodem, aliquando pastorem Bremensis ecclesie gloriabatur (nämlich in seinen Urkunden). Auch er versucht hier also, einer unbekannten Persönlichkeit mit Hilfe einzelner ihrer Äußerungen beizukommen.

Festen Boden bekommt er aber erst mit dem 988 verstorbenen Adaldag unter die Füße: er fängt deshalb auch mit diesem ein neues Buch an. Über Adaldags Persönlichkeit weiß er noch wenig anzugeben; er nennt ihn nur ganz kurz decorus specie morumque probitate speciosior (2, 1), und hebt im übrigen lediglich seine eifrige Tätigkeit für sein Erzbistum hervor (2, 6): studium Adaldagi totum fuit in conversione gentium, in exaltatione ecclesiarum, in salute animarum (und ähnlich 2, 2); eine Würdigung, die offenbar auf den im folgenden erzählten tatsächlichen Leistungen Adaldags beruht, deren Spuren er ja überall noch vorfinden konnte. So erklärt sich auch, daß er über die übrigen Eigenschaften Adaldags nichts zu sagen weiß.

Viel eingehender ist die Charakteristik seines Nachfolgers Liewizo I. (988—1013): für ihn stehen Adam schon Zeugen zu Gebote, die ihn noch selber gekannt haben (2, 31 sicut antiqui meminerunt). Er hebt an ihm hervor (2, 27) seine wissenschaftliche Bildung, seine Sittenreinheit, sein asketisches Leben, und rühmt seine Verdienste: „zufrieden mit dem Erworbenen ging er selten an den Hof um Neues zu erwerben, sondern blieb ruhig daheim und sorgte mit größtem Eifer für seinen Sprengel. Sein größtes Streben war Seelen zu gewinnen; in allen seinen Klöstern wachte er über die strengste Einhaltung der Regel. . . . Für die Heidenmission war er ebenso eifrig tätig wie sein Vorgänger“. In aller Kürze eine ausreichende Schilderung des Wesens dieses harmlosen

Mannes; nur von seinem politischen Gebaren ist nicht die Rede[1]), so wenig wie bei seinen Nachfolgern. Unter diesen ist bezeichnend die kurze Charakterisierung des nach Hauck (S. 648) unbedeutenden Liewizo II (2, 61) als vir simplex ac rectus ac timens Deum. Er rühmt dann aber sein freundliches Wohlwollen und seine treffliche Verwaltung im Innern. Ausführlicher spricht er von seinem Nachfolger Hermann (1032 bis 1035): vir . . columbinae simplicitatis, sed parum habens prudentiae serpentis; ideoque facilis deceptus est a clyentibus. . . parvipendens omnia quae in episcopatu invenit, primo quidem musicum Guidonem adduxit Bremam, cuius instancia correxit melodiam et claustralem disciplinam, quod solum ex operibus eius prospere cessit. Dazu ein späterer Zusatz: dicunt enim, si vitam haberet longiorem, velle omnia renovare. unde et murum civitati ambire cepit, et oratorium destruxit, aliaque multa, in quibus voluntas eius potest videri non mala. Hier wird also dem geringen Erfolg seiner kurzen Tätigkeit sein guter Wille gegenübergestellt. Es zeigt sich schon hier die gleiche Verständigkeit des Urteils, das alle Umstände erwägt, wie in der großen Charakteristik Adalberts. — Die rühmende Schilderung von Hermanns Nachfolger Beszelin geht offenbar auf Adams Gewährsmann, den König Swein zurück; sie bietet nichts Besonderes.

Im ganzen ist der Unterschied zwischen dem ersten und dem zweiten Buch groß genug. Im ersten weiß Adam über die Persönlichkeiten der Bischöfe außer ihrer Frömmigkeit und ihrem Glaubenseifer so gut wie gar nichts auszusagen: hier ist er eben ganz auf die frommen Tiraden einiger Heiligenviten angewiesen, ohne durch Augenzeugen noch lebendige Kunde von jenen Männern zu haben. Es ist auffällig, daß Adam von diesen Heiligenschilderungen ohne weiteres Gebrauch macht; von Quellenkritik ist hier ebensowenig die Rede wie von selbständiger Verwertung der Tatsachen. Übrigens haben wir vornhin auch bei Sigebert Ähnliches bemerkt. Der Versuch zu charakterisieren setzt, ganz wie bei den andern Verfassern derartiger Geschichtswerke, erst ein mit der Zeit, für die ihm mehr Material, namentlich auch Einzelzüge, zur Verfügung stand, insbesondere durch Aussage von Augenzeugen. Im ganzen aber ragt für diese ersten zwei Bücher Adams Werk an Auffassung und Darstellung der Persönlichkeiten in keiner Weise über die besseren Schriften dieser Gattung empor. Wirklich tiefer eindringendes Verständnis zeigt er nur gegenüber dem einzigen Bischof, den er aus persönlicher Beobach-

1) Vgl. Hauck, K. G. III, 637.

tung kennt, Adalbert; bei den andern aber gelingt es ihm noch nicht, über die Wiedergabe ihm mitgeteilter Einzelzüge hinauszukommen; wo seine Quellen ihm außer den Tatsachen auch noch eine Beurteilung liefern, da übernimmt er auch diese ohne weiteres. So ist auch für Adam tieferes Verstehen einer Persönlichkeit nur möglich bei persönlicher Kenntnis und Beobachtung aus nächster Nähe.

Daraus aber, daß in den ersten zwei Büchern Adams Leistung nicht bedeutender ist als die andrer Verfasser derartiger Werke, muß, glaube ich, noch eine weitere Folgerung gezogen werden. Es ist ja kein Zweifel, daß die Schilderung Adalberts, absolut genommen, in der historischen Literatur des hier betrachteten Zeitabschnittes nicht ihresgleichen hat. Sollen wir aber darum annehmen, daß Adam eben überhaupt an Menschenkenntnis und Auffassungsgabe völlig vereinzelt, als eine wunderbare Ausnahme unter seinen Kollegen dagestanden habe? Wohl besaß er jene Gaben in besonders hohem Maß; daß aber seine Schilderung so außerordentlich fesselnd geworden ist, daß hier in einem Maß Psychologie getrieben wird wie nirgends sonst, das verdanken wir, meine ich, vor allem auch der Persönlichkeit Adalberts selber. Sein seltsames, widerspruchsvolles Gebaren, sein vom gewöhnlichen Durchschnitt so meilenweit entfernter Charakter, der die glänzendste Begabung mit den handgreiflichsten Schwächen verband, seine starke Entwicklung zum Schlimmern innerhalb der Mannesjahre, endlich seine Geschicke in Glück und Unglück: all das mußte ja bei einem denkenden Menschen seiner Umgebung Beobachtung, Kritik und analysierende Frage in ganz besonderem Maße herausfordern. Daß insbesondere Hochmut und Ehrgeiz Adalberts Kardinalfehler waren, das zu beobachten war schließlich nicht so schwer; Adalbert hat nie aus seinem Herzen eine Mördergrube gemacht. Offenbar haben ihn auch andre ebenso beurteilt wie Adam; wenigstens tut das Lambert in seinen Annalen (S. 134). Ich meine also, wir brauchen Adam noch nicht als einen Mann anzusehen, der seiner Zeit weit vorausgeeilt wäre; es findet sich unter den Historikern unsres Zeitabschnittes mehr als einer, dem eine ähnlich außerordentliche Leistung zuzutrauen wäre, wenn er es mit einer ähnlich außerordentlichen Persönlichkeit von der Eigenart Adalberts zu tun bekommen hätte. Adams persönliches Verdienst ist vor allem seine Aufrichtigkeit und Objektivität, daneben aber sein warmes Gefühl, das ihn trotzdem mit lebendigster innerer Anteilnahme schreiben läßt.

Anonymus Haserensis de episcopis Eichstetensibus.

Eine ganz andre Natur als Adam ist der anonyme Verfasser der Geschichte der Eichstätter Bischöfe[1]), die wir nur als Bruchstück besitzen. Er steht Ekkehard viel näher: wie dieser ist er in erster Linie Erzähler und Schilderer, nicht Forscher wie Adam. Er ist ein Freund vergnüglicher, wenn auch derber Geschichten, und behandelt daher besonders ausführlich die originelle Gestalt des Bischofs Megingoz (989—1014) in sehr lebendiger Auffassung und Darstellung. Nicht entfernt denkt er daran, ihn mit den heiligen Vätern irgendwie in Parallele stellen zu wollen; so wie er ist, oder wenigstens wie er in der Erinnerung seines Sprengels weiterlebte, schildert er ihn, ohne alle Moralisierung. Ob alle die derben Geschichten, die er mit Wohlbehagen von ihm berichtet, historisch sind, darf man füglich bezweifeln; zwischen des Bischofs Tod und der Abfassung des Werkchens (1075) liegt mehr als ein halbes Jahrhundert, Zeit genug, um allerlei ihm nur zuzutrauende Geschichten an seinen Namen anhängen zu lassen, ähnlich wie bei dem Salomo III. Ekkehards. Die direkte Charakteristik, die der Verfasser von Megingoz gibt (Kap. 15, S. 258), ist sehr kurz und eigentlich nur eine erste Orientierung des Lesers über das, was ihn erwartet. Er vergleicht ihn mit seinem Vorgänger: successit Megingaudus, antecessori suo tam moribus quam scientia dissimillimus (also in den beiden Hauptkategorien jeder mittelalterlichen Charakteristik eines geistlichen Herrn). ille quippe adprime, hic vero mediocriter erat litteratus; ille mitis et benignus, hic severus et iracundus; in illo perfugium miseris, in isto communis erat pernicies malis. de isto episcopo tam multa tamque mira narrantur, ut . . usw. Das ist natürlich kein Gesamturteil, sondern der Verfasser zieht nur heran, was sich eben zu dem Vergleich eignet. Daß er an dem derben Mutterwitz des Bischofs seine Freude hat, zeigt der ganze Ton seiner Erzählung (z. B. Kap. 24); im übrigen hat er volles Verständnis auch für die zähe Energie, mit der Megingoz sein Bistum gegen Heinrich II. verteidigt (viriliter restitit Kap. 25).

Für merkwürdige Persönlichkeiten interessiert er sich auch dann, wenn sie das Bistum kaum angehen; so schildert er den frommen Grafen Leodegar (Kap. 31, S. 262) und Papst Leo IX. (Kap. 37, S. 264). Da-

1) M. G. VII, 253—267. — Die der Abfassungszeit nach vor diesem Werk einzureihende Hersfelder Klostergeschichte des Lambert übergehe ich, als gar zu trümmerhaft überliefert, ebenso wie einige andre unbedeutende Schriften dieser Art.

gegen werden die Bischöfe selber mit sehr verschiedener Ausführlichkeit behandelt; vielfach gibt er so gut wie gar nichts Persönliches, insbesondere natürlich für die älteren Zeiten. Sehr bezeichnend für ihn ist, daß er bei Bischof Starkhand († 966) dessen selbstverfaßte Grabschrift seinem Werk einfügt (Kap. 11, S. 257), weil sie so charakteristisch für ihn sei: cuius .. epytaphium, quod ipse dum adviveret sibimet ipsi fecit, in libris suis inventum hic inserui, in quibus videre est sanctam eius simplicitatem doctamque rusticitatem. Auch der Anonymus übt also in der Not der mangelhaften Überlieferung die Kunst, hinter dem geschriebenen Wort die persönliche Eigenart des Schreibers zu sehen. Im allgemeinen aber bleibt er im Anekdotischen stecken, ohne dadurch zu tieferem Verständnis zu gelangen; offenbar macht ihm das auch weiter kein Kopfzerbrechen.

Es mag erlaubt sein, anhangsweise und zur Ergänzung der bisher besprochenen Werke noch einige weitere derselben Gattung beizuziehen, die zwar erst aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts stammen, aber doch vorwiegend Persönlichkeiten schildern, die noch im 11. gelebt haben, und deren Schilderungen von besonderem Interesse sind.

Chronicon Sancti Huberti.

Dieses Werk eines unbekannten Verfassers[1]) behandelt die Geschicke des Klosters St. Hubert in den Ardennen. Die Ereignisse sind ihm das Wichtige, nicht die Persönlichkeiten der Äbte: für den Abt Theoderich I. († 1087) steht ihm eine völlig panegyrische Vita[2]) als Quelle zur Verfügung, aber von ihren Lobeshymnen streicht er das meiste, um desto ausführlicher auf das Sachliche, auf den Zustand des Klosters unter seiner Regierung einzugehen. Worauf es ihm ankam, zeigt die Äußerung Kap. 4 (S. 571), wo er klagt, von den Äbten vor 1034 nicht zu wissen vel quamdiu praefuerint, vel quomodo sub unoquoque eorum locus ipse aut profecerit aut defecerit.

Trotzdem zeigt aber der Verfasser in einzelnen Schilderungen einen hohen Grad von Menschenkenntnis, wobei wieder zu beachten ist, daß er die Betreffenden selber kannte.

Die erste dieser Charakteristiken gilt dem neugewählten Abt Theoderich II., dem bisherigen Propst (Kap. 54, S. 596): ipse adhuc rudis curae pastoralis, utpote eotenus assuetus providentiae exteriori, recordatus tamen, quis fuerit quisve ex assumpto officio cogeretur iam fieri, nimirum invenit se nimis imparem impositi sibi oneris; et qui videbatur

1) M. G. VIII, 565—630. 2) M. G. XII, 36—57.

prius quasi in plano firmiter stare, in praecipiti iam pede posito coepit apud se graviter titubare. impos ergo suimet, vestigia sui praedecessoris licet utcumque conaretur prosequi, nullo modo tamen praevaluit assequi, et laxato paulatim rigore disciplinae, quo ille maxime viguit ad gloriam, dum se plus iusto quibusque inclinaret quasi ad gratiam, in brevi devenit ad contemptum per familiaritatem nimiam. volens denique amari ex benevolentia a quibus debuisset timeri ex honoris reverentia, dum quibusque indifferenter et inconsulte promitteret speranda quae conferre non poterat, ipsos etiam veteres amicos suos sibi gratis inimicabat. Der Bischof kommt nun öfters, um nach dem Rechten zu sehen und den Abt an seine Pflichten zu mahnen. cuius ille vivaci sedulitate refectus a suo illo quo gravabatur apud se defectu coepit constantior haberi in hiis quae curanda susceperat, et quae prius ut inexperta sub quadam lassitudine fastidiebat (Kap. 55).

In dieser ganz in Erzählung aufgelösten Charakteristik ist das Geschehene nicht einfach hingenommen, sondern als das Ergebnis aus Wollen und Können, aus dem Widerstreit der subjektiven und objektiven Verhältnisse aufgefaßt und dargestellt, in treffender psychologischer Zergliederung, wie sie eben die genaue Bekanntschaft ermöglichte.

Warmherziges Verständnis für seelische Zustände zeigt der Nachruf, den der Verfasser dem 1099 verstorbenen St. Huberter Mönch Lambert dem Älteren widmet (Kap. 87, S. 618): unter Theoderich I. habe ihm das Kloster viel zu verdanken gehabt, unter dessen Nachfolger aber sei er zurückgesetzt worden und habe sehen müssen, wie Jüngere ihm vorgezogen wurden; adeo coactus est desipere, daß er sich am Klostergut vergeht und das Kloster um wertvolle Kostbarkeiten bringt. Aber der Verfasser entschuldigt ihn: man solle bedenken, eum acerbo et longo dolore, ut hoc faceret, provocatum, dum nimis inhoneste tractatus et despectus in ipsa senectute, tot labores iuventutis suae apud ingratos doleret evanuisse; quia et est miserrimum genus infelicitatis felicem fuisse et de regno in servitium, immo contumelias decidere. Das ist alles andre als „typische“ Auffassung: der Verfasser sucht hier wie oben das tatsächlich Geschehene psychologisch zu erklären.

Das hier Angeführte ist so ziemlich alles, was sich von Persönlichem in dem ganzen umfangreichen Werk findet: die Persönlichkeiten treten absichtlich zurück. So ist die Schrift ein neuer Beweis dafür, daß man aus einem Mangel an Persönlichkeitsschilderung noch nicht auf die Unfähigkeit des Verfassers, solche zu geben, schließen darf.

Historia Hirsaugiensis Monasterii.

Nur kurz möchte ich noch auf die Geschichte des Klosters Hirsau[1]) hinweisen; nicht bloß, weil sie den Typus dieser Gattung von Geschichtswerken am reinsten darstellt, indem von ihren wenigen Kapiteln jedes die Persönlichkeit und Tätigkeit eines Abtes schildert, sondern auch wegen dieser Schilderungen selber. Sie sind alle nach einem bestimmten Schema angelegt; den Anfang machen stets Angaben über Datum des Regierungsanfangs, Herkunft und körperliche Erscheinung. Die letzteren sind in dieser Regelmäßigkeit und Ausführlichkeit sonst nirgends in den Schriften dieser Art vorhanden. Die ganze Art der Anordnung und Ausführung dieser einzelnen Kapitel zeigt, daß im Gegensatz zu der eben besprochenen Schrift diesem Verfasser die Persönlichkeit der einzelnen Äbte wichtiger war als die einzelnen Erlebnisse des Klosters selber.

Der erste Abt, Friedrich (1065—1068), wird so geschildert (S. 255f.): vagationes et secularia negocia, que quidam flagranti animo amplectuntur, postponebat et contemplative vite dulcedine delectabatur. Gegen den Vorwurf der desidia und ignavia, der ihm deshalb gemacht wird, nimmt der Verfasser ihn eifrig in Schutz. in tantum autem humilitate et spirituali occupatione pollebat, ut scriptorium inter alios scriptores habere perhibeatur. . . vir humilis et quietus fuit, minus actuali vite intendens minusque se in pastorali austeritate formidabilem prebens. Daher wird er schließlich abgesetzt. illatas contumelias . . pacienter sufferens, nec locum deseruit, sed pacienter inter reliquos fratres quietus mansit. Der Verfasser beschränkt sich auf wenige charakteristische Züge, die aber ein gutes Bild dieses harmlosen Mannes geben. Übrigens hat ihn der Verfasser, wie das perhibeatur zeigt, nicht mehr selber gekannt.

Der nächste Abt ist der bekannte Reformer Wilhelm. Er wird ganz kurz abgetan; der Verfasser begnügt sich im wesentlichen auf seine Vita hinzuweisen — ein Beweis, daß er deren Darstellung gebilligt hat —, fügt aber die Körperbeschreibung selbständig hinzu.

Ausführlicher wird, offenbar auf Grund persönlicher Kenntnis, Wilhelms Nachfolger Gebehard (1091—1105) geschildert (Kap. 4, S. 257f.): hier geht der Verfasser auch auf seine Geschichte vor der Wahl zum Abt ein und berichtet eingehend von einer Sinneswandlung, die den vorher hochmütigen und gewalttätigen Gebehard völlig ins Gegenteil

1) M. G. XIV, 254ff. In Betracht kommt hier nur der erste Teil, bis 1120.

verkehrt habe. Er wird geschildert als literis bene instructus, eloquencia clarus, in disponendis secularibus rebus satis idoneus. . . hic erat vir astutus ingenio, sepe simulans ea nolle que animo proponebat facere. erat et capacissimi auditus, ita ut que in semoto loco leniter dicta fuissent auditu capere posset. satis autem nominatus erat tam inter spiritales quam seculares pro prudencia et eloquencia eius. Ersichtlich sind hier nur solche Züge genannt, die die Mönche an ihrem Abt besonders interessierten; seine Hellhörigkeit mag ihnen nicht sehr angenehm gewesen sein.

Schließlich Abt Bruno († 1120): hic mitis et timidus homo erat et ex ipsa natura mansuetus. Die Verwaltungsgeschäfte überläßt er den Hilfskräften: er ist quietus animo (Kap. 6, S. 258).

Man sieht, diese Schilderungen sind im knappsten Stil gehalten[1]), aber doch alle charakteristisch und scharfumrissen. Der Gegensatz zum Chronikon s. Huberti ist ganz deutlich: dieses interessiert sich für die Äbte nur, soweit sie eben Äbte sind und charakterisiert nur, um ihre Handlungen, d. h. also die Geschichte des Klosters verständlich zu machen; daher fehlen auch Körperschilderungen dort gänzlich, während sie für die Hirsauer Chronik bezeichnend sind, die sich für die ganze Persönlichkeit der Äbte interessiert.

Ergebnisse.

Suchen wir nun auch hier über das einzelne hinaus zu allgemeineren Schlüssen zu kommen.

Ganz allgemein ist das Bestreben, die einzelnen Äbte und Bischöfe zu charakterisieren, wenn auch ganz kurz. Wenn einzelne Verfasser auch da, wo sie über einen bestimmten Abt oder Bischof nichts Persönliches wissen, doch wenigstens so tun als wüßten sie etwas, und sich mit einigen allgemeinen Wendungen behelfen, so zeigt das besonders deutlich, wie sehr sie damit rechneten, daß ihre Leser derartige Charakterisierungen eben von ihnen verlangten. Daher sehen wir denn auch sonst die Verfasser eifrig bemüht, diesen Ansprüchen zu genügen; wo ihnen weder eigene Kenntnis noch direkte, sei es mündliche oder schriftliche Überlieferung zu Gebote steht, suchen sie vielfach ander-

---

1) Die ganze Form des Werkes erinnert lebhaft an Eutrop: dort wie hier die gedrängte Kürze, die trockene Einführung eines neuen Regenten mit einem „successit ei“ und ebenso die Einleitung der Charakteristik mit „hic erat“.

weitigem Material Schlüsse auf die Eigenart einer Persönlichkeit abzugewinnen. Urkunden, die von ihrer Tätigkeit sprechen, oder die Spuren dieser Tätigkeit selber; Grabinschriften, und zwar nicht bloß ihren direkten Aussagen nach, sondern mit allerlei indirekten Schlußfolgerungen, und besonders auch Briefe werden so verwendet.

Im allgemeinen scheint ein Zeitraum von etwa 30 Jahren hinreichend gewesen zu sein, um die Erinnerung an eine bestimmte Persönlichkeit, deren Leben vor diese Zeit fiel, derart abblassen zu lassen, daß eine wirklich lebensvolle Charakteristik nicht mehr möglich war; vorausgesetzt natürlich, daß nicht irgendwelche schriftlichen Aufzeichnungen dem Gedächtnis zu Hilfe kamen.

Gewöhnlich sind die Charakteristiken objektiv und verschweigen auch Schattenseiten nicht; Ausnahmen finden sich in der Regel nur, wenn es sich um den regierenden Abt oder Bischof oder um dessen nächste Vorgänger handelt. Wirkliches Unvermögen zu individueller Schilderung ist bei keinem der Verfasser wahrzunehmen. Gemeinsam ist ihnen allen, daß sie eine tiefer eindringende Schilderung zu geben nur dann vermögen, wenn sie den Geschilderten selber kennen oder gekannt haben. In diesem Fall findet sich auch mehrfach ein mehr oder weniger ausgeführter Versuch, sich nicht mit Sammlung von Einzelzügen zu begnügen, sondern diese auf wenige Grundzüge zurückzuführen, also zu analysieren; die Gegensätze von Wollen und Können, Idee und Wirklichkeit, auch die Einwirkung der äußeren Verhältnisse auf den inneren Menschen werden beobachtet, wenn der Verfasser dem Geschilderten nahe genug steht.

Angabe auch der Schattenseiten, beginnende Charakteranalyse, dazu die meist schlichte, von frommen Phrasen und Bibelzitaten fast freie Sprache: dies alles sind Zeichen, daß es sich bei den Werken dieser Gattung weniger um künstlerische als um wissenschaftliche, im strengsten Sinn historische Absichten handelt. Dafür spricht auch die häufige Einschiebung von Urkunden und die zahlreichen Angaben genauer Daten. Der spröde Stoff mit seiner rein äußerlichen Gliederung nach Regierungszeiten setzte ja einer künstlerischen, nach höheren Gesichtspunkten komponierenden Behandlung von vornherein unübersteigliche Schwierigkeiten entgegen. Mit diesem wissenschaftlichen Grundcharakter steht diese Gruppe von Schriftwerken in starkem Gegensatz zu der letzten und größten, die nunmehr betrachtet werden soll, zu den Viten.

III. DIE VITEN.

A. DIE VITA NACH IHREM FORMALEN CHARAKTER.

Der mittelalterlichen Vita geht fast ausnahmslos eine Vorrede voraus, in der irgendwelche allgemeine Fragen behandelt werden; die annalistischen Werke dagegen haben gewöhnlich keine, außer etwa eine Widmung. Das ist scheinbar eine unwesentliche Bemerkung; aber sie führt auf eine grundsätzliche Verschiedenheit der beiden Gattungen. Denn der zuerst in der griechischen, von da auch in der römischen Literatur des Altertums aufgekommene Brauch, dem Werk selbst eine Vorrede voranzuschicken, stammt aus der Rhetorik[1]): die Aufmerksamkeit des Hörers soll geweckt werden. In dem Maße, wie die antike Geschichtschreibung immer mehr rhetorisiert wurde, ward dann auch die Vorrede immer mehr ein unentbehrliches Schmuckstück. So sehen wir also im Mittelalter die Viten einer Forderung der antiken Rhetorik gehorchen, um die sich die Annalistik nicht kümmert.

In den Vorreden der antiken Literatur, insbesondere der historischen, finden sich nun zwei Wendungen endlos variiert und völlig zum Gemeinplatz geworden. Einmal (Peter S. 162) das Versprechen, sich streng an die Wahrheit halten zu wollen, ohne daß dieses Versprechen dann irgendwie tragisch genommen würde, wenigstens in der eigentlichen Rhetorik: es ist vielmehr reine Phrase. Diese selbe Phrase aber wiederholt sich auch in den Vorreden unsrer Viten (wie denen der Heiligenlegenden), auch wo das Gegenteil von Objektivität und Wahrheitsliebe mit Händen zu greifen ist. Hier verfährt vielmehr die mittelalterliche Vitenschriftstellerei genau nach demselben Grundsatz wie die klassische Rhetorik, den ein unbekannter lateinischer Rhetor[2]) ganz offen ausspricht: crimina nostrorum dissimulare debemus, iniquorum vero persequi diligenter. Und zwar gehört das zur Technik der laudatio, der Lobrede. Auch hier sehen wir somit die Viten im Schlepptau der antiken Rhetorik.

Ein zweiter Gemeinplatz dieser Rhetorik ist ferner, daß der Verfasser in seiner Vorrede mit gespielter Bescheidenheit wegen der an-

1) H. Peter, Wahrheit und Kunst, Geschichtschreibung und Plagiat im klassischen Altertum. 1911, S. 161. — Leider wird in diesem Werk die mittelalterliche Schriftstellerei nur noch gestreift (S. 468ff.).

2) Halm, Rhet. lat. min. 588.

geblich mangelhaften Form und Sprache seines Werkes um Nachsicht bittet.[1]) Auch diese Wendung kehrt nun ebenso regelmäßig in den Vorreden unsrer Viten wieder. Nie äußern ihre Verfasser einen bescheidenen Zweifel an ihrem historischen Scharfblick oder an ihrer Fähigkeit, den Helden in seinem Wesen richtig zu verstehen, wohl aber zweifelt angeblich fast jeder an seiner Gabe, den Stoff schriftstellerisch, in rein formaler Hinsicht zu bewältigen. Also auch dieses Requisit bezieht die Vita von der antiken Rhetorik. Somit zeigt schon dieser kurze Blick auf die Vorreden die Abhängigkeit der mittelalterlichen Vita von den Lehren und praktischen Beispielen der alten Rhetoren.

Man wird übrigens schwerlich fehlgehen, wenn man in diesen Bescheidenheitswendungen nicht bloß das Nachsprechen überlieferter Formeln oder den Ausdruck der pflichtgemäßen humilitas erblickt, sondern auch ein gutes Stück schlecht verhehlten Stolzes auf die eigene Leistung.[2]) Schon bei Sulpicius Severus findet sich eine Stelle (dial. 1, 27, 5), die das recht deutlich zeigt. Dort soll einer der Gesprächsteilnehmer seine Meinung sagen und bittet nun zunächst um Entschuldigung für seine ungebildete Redeweise. Darauf erwidert ein andrer: cum sis scholasticus, hoc ipsum quasi scholasticus artificiose facis, ut excuses imperitiam, quia exuberas eloquentia. So war es tatsächlich: nur weil der Redner von der Trefflichkeit seines Kunstwerks überzeugt war, gebrauchte er überhaupt diese Wendungen.

Jedenfalls deutet schon diese einseitige Betonung der formalen Seite darauf hin, daß alle diese Vitenschriftsteller, genau wie die antiken Rhetoren, ihr Werk in erster Linie nach der formalen Seite, das heißt also als Kunstwerk beurteilt wissen wollten. Die formale, künstlerische Gestaltung ist ihnen die Hauptsache. Sonst hätte ja auch nie einer auf den Gedanken kommen können, ein Geschichtswerk in Dialogform zu schreiben, wie Arnold sein Leben des heiligen Emmeram, oder gar in Versen als Lobgedicht, wie eine ganze Reihe von Autoren es tut.[3]) Daraus aber ergibt sich, daß man diesen Viten Unrecht tut, wenn man den Maßstab wissenschaftlicher Geschichtschreibung an sie anlegt. Und

1) Eine Reihe von Beispielen bei Peter S. 282; 332.

2) Günter, Die christliche Legende des Abendlandes (Heidelberg 1910). S. 168 schließt aus eben diesen Wendungen: „Die kirchliche Gesinnung ist die Hauptsache bei Schreiber und Leser". Aber darf man diese Wendungen wirklich wörtlich nehmen?

3) Die letzteren bleiben in dieser Arbeit unberücksichtigt.

ferner ergibt sich daraus die Notwendigkeit, in aller Kürze zunächst einmal darzulegen, worin das Wesentliche dieser rhetorischen Formgebung der Vita besteht und welche Bedeutung diese Form für deren ganzen Charakter hat. Es wird sich das am besten an einigen Beispielen klar machen lassen. Besonders geeignet scheint hiefür die Vita Kaiser Heinrichs IV.

Vita Heinrici IV.[1])

Von ihr sagt Wattenbach (II, 92) mit Recht: „Rhetorische Gesichtspunkte und Zwecke beherrschen die ganze Darstellung.“ Die häufige Verwendung rhetorischer Figuren, insbesondere der Antithese, die vielen Apostrophen, das starke Arbeiten mit Wiederholungen und Parallelsätzen: all das ist rhetorischer Stil, wie überhaupt der ganze pathetische Ton des Werkes mit seinen vielen Selbstunterbrechungen und Ausrufen. Rhetorische Manier ist es ebenso, wenn der Verfasser allen genaueren sachlichen[2]) und insbesondere zeitlichen Angaben aus dem Wege geht: es fehlt jedes Datum. Das ist ganz die Art des Redners, dem es nicht auf Vollständigkeit und Genauigkeit, sondern auf Eleganz und Schwung ankommt, und der vor allem eins vermeiden muß: den Hörer zu langweilen. Dagegen werden interessante Episoden, die den Leser spannen, ausführlich erzählt (vgl. z. B. Kap. 5; 7), und der packende, dramatische Ausgang Heinrichs, die Empörung seines Sohnes nimmt einen ganz unverhältnismäßig großen Raum ein. Ihr voran geht in wohlberechnetem Kontrast eine schwungvolle, poetische Schilderung der friedlichen Zustände im Reich (Kap. 8, S. 28), eine rhetorische Glanzstelle. Dagegen fehlt eine genaue Beschreibung der körperlichen Erscheinung des Königs. Kurz, auch der Auswahl des Stoffs liegen rhetorische Gesichtspunkte zugrunde. Rednerischer Stil ist es schließlich auch, wenn der Verfasser am Schluß des Ganzen den Inhalt der Schrift nochmals kurz zusammenfaßt: ecce habes de gestis, de expensis in pauperes, de fortuna, de obitu imperatoris Heinrici, quae usw.

Ist so der rhetorische Charakter im einzelnen klar, so läßt sich auch noch feststellen, an welche Gattung der antiken rhetorischen Schriftstellerei unsre Vita anknüpft. Nach dem wirkungsvollen Eingang, wo nach der eigenen Trauer des Verfassers geschildert wird, wieviel die Armen mit ihm verloren haben, kommt gleich die kurze Charakteristik

1) Schulausgabe der M. G. von Wattenbach-Eberhard[3] 1899.

2) Vgl. z. B. im 3. Kapitel die Darstellung der Sachsenkriege!

des Königs, die mores nach der antiken Terminologie. Eingeleitet wird sie durch eine kurze Vorbemerkung (S. 11): de aliis quoque virtutibus, quibus claruit, aliqua dicamus, nam omnia dicere non sufficimus.[1]) Dann die eigentliche Charakteristik: ille modo personam imperatoris, modo tamquam militis gerebat, ex uno gerendae dignitatis, ex altero documentum prebens humilitatis. tam subtilis ingenii tamque magni consilii fuit, ut, dum sententia principum . . hesitaret, ipse cito nodum solveret et quid aequius, quid utilius esset . . edoceret. intendebat aliorum verbis, ipsemet pauca loquebatur; nec prior ad sententiam erumpebat, sed aliorum expectabat. in cuius vultum aciem oculorum suorum fixisset, eius animi motus perspiciebat videbatque . ., sive adversum se cor odii seu gereret amoris. nec illud a laude vacat, quod in turba procerum caeteris eminentior et maior se ipso videbatur, et quod in vultu terribile quoddam decus praeferebat. unde intuitus aspicientium tamquam fulmine reverberaret, cum inter domesticos suos et raram turbam vultu placidus et statura aequalis appareret. non solum potentes imperii sui metuebant eum, sed et reges orientis et occidentis . . . oppraessores pauperum oppressit, raptores in direptionem dedit, contra se contumaces . . retundit . . et suis in praesenti et imperii rebus in futurum providit . . .

Es ist kein Zweifel: diese Schilderung ist zwar individuell gehalten, aber einseitig. Zwar läßt alles, was wir von Heinrich wissen, an die Wahrheit der hier angegebenen Züge glauben, aber es ist bloß die halbe Wahrheit; die Schattenseiten, die doch auch vorhanden waren, werden völlig verschwiegen. Aber der Verfasser macht auch gar kein Hehl daraus, daß er nur rühmen will: de virtutibus quibus claruit will er sprechen, und die Wendung: nec illud a laude vacat . . zeigt noch deutlicher, daß wir es hier mit einer laudatio im Sinn der antiken Rhetorik zu tun haben. Es ist eine unmittelbar nach dem Tod des Geschilderten verfaßte Lobrede, also ein Nekrolog großen Stils, wie wir sie in kleinerem Format schon öfters gefunden haben. Die Anknüpfung an die antike laudatio ist deutlich genug; ich glaube sogar gerade bei dieser Vita das antike Vorbild noch genauer feststellen zu können.

Einer der in den mittelalterlichen Klöstern am meisten gelesenen frühchristlichen Schriftsteller war Hieronymus, dessen ganze Schriftstellerei stark von der Rhetorik beeinflußt ist. So findet sich denn

1) Auch das eine alte rhetorische Phrase. Vgl. Rhet. ad Herennium 3, 11.

unter seinen kleineren Schriften auch eine Anzahl laudationes auf Verstorbene, sogenannte epitaphia[1]), und zwar in Briefform, also genau wie unsre Vita Heinrici. Der erste dieser Briefe, Ad Paulam super obitu Blaesillae filiae (Nr. 39), beginnt nun: quis dabit capiti meo aquam, et oculis meis fontem lacrymarum, et plorabo: non . . vulneratos populi mei, nec . . miseriam Jerusalem, sed plorabo sanctitatem, misericordiam usw.; also nicht nur mit demselben Jeremiaszitat, sondern mit genau derselben Überleitung wie unsre Vita, wo es heißt: ut lugeam, non excidia captae urbis, non captivitatem vilis vulgi, non damna rerum mearum, sed mortem Heinrici imperatoris usw. Wenn das nicht eine merkwürdige Zufallsähnlichkeit ist, so haben wir darin den Beweis, daß der Verfasser der Vita sich jenen Brief zum Vorbild genommen hat. Was konnte auch einem vielbelesenen Schriftsteller des Mittelalters, der einen Nekrolog schreiben wollte, als Vorbild näher liegen als das einzige christliche Beispiel dieser Gattung, eben die Nekrologe des Hieronymus?

In der Tat ist denn auch unser Verfasser wohl der geistvollste, aber lang nicht der einzige Nachahmer dieser Nekrologe gewesen. Nicht nur in den Heiligenleben, sondern auch in den Viten finden sich ungezählte Wendungen, die unverkennbar an ähnliche Wendungen bei Hieronymus anklingen. Es wäre interessant, würde aber hier viel zu weit abseits führen, dies im einzelnen zu untersuchen. Ebensowenig handelt es sich hier darum, der Frage näher nachzugehen, wieviel von diesen und andern Anklängen auf direkte Entlehnung aus den antiken Schriften dieser Gattung, und wieviel auf Benützung der nach denselben Vorbildern arbeitenden Heiligenlegenden zurückzuführen ist.

Eine weitere allgemeine Bemerkung läßt sich an die Vita Heinrici anknüpfen. Wie dort, so fehlt in sämtlichen andern hier zu behandelnden Viten, mit einer einzigen Ausnahme, eine eigene Schilderung der leiblichen Beschaffenheit des Helden. In mangelnder Auffassungsgabe kann das seinen Grund nicht haben, auch nicht in einem Mangel an Interesse für diese Seite der Persönlichkeit: in den Kloster- und Bistumsgeschichten, wo doch für die einzelne Person oft sehr wenig Raum zur Verfügung stand und wo auch die Persönlichkeiten nicht in dem Grad im Mittelpunkt der Darstellung stehen, finden sich verhältnismäßig viele und teilweise eingehende Körperschilderungen. In den Viten aber fehlen sie auch da, wo der Verfasser seinen Helden persön-

1) Hieronymi epistulae (Migne XXII) Nr. 39, 60, 77, 108, 127.

lich genau kannte. Man könnte daran denken, daß hier die grundsätzliche asketische Mißachtung alles Leiblichen im Spiele sei. Doch ist auch das nicht stichhaltig; sonst müßten doch wohl auch in den andern Werken klösterlicher Schreibkunst derartige Schilderungen fehlen. Vielmehr waren wohl auch hier künstlerische, rhetorische Gesichtspunkte maßgebend: man hielt ein derartiges Eingehen auf die Einzelheiten der körperlichen Beschaffenheit für zu kleinlich und daher ungeeignet. Auch die antike rhetorische Theorie will von solchen Körperschilderungen nicht viel wissen (Quintil. 3, 7, 12).

Die Rhetorik ist überhaupt die Kunst der großen Linie. Wie bei der Vita Heinrici, so läßt sich ganz allgemein die Beobachtung machen, daß unsre Viten es vermeiden, sich auf kleine Züge ihres Helden einzulassen. Daß die Verfasser von solchen Zügen mehr beobachteten, als sie in ihre Schrift aufnahmen, zeigt die Tatsache, daß gelegentlich nebenbei, dem Zusammenhang zulieb solche Kleinigkeiten doch erwähnt werden. Häufig aber findet sich die Wendung: man wolle den Leser nicht ermüden. Das ist ganz berechtigt; für ihre rhetorische Schreibweise verbot sich ein Eingehen auf kleine, scheinbar kleinliche Dinge ganz allgemein. Das Wesen rhetorischer Wirkung beruht eben nicht in der Genauigkeit, im Gegenteil: es ist zweifellos Absicht, daß, wie in der Vita Heinrici, so auch sonst sehr häufig genaue Datierungen ganz oder beinahe ganz fehlen.

Damit berührt sich eine andre Eigentümlichkeit unsrer Viten. So sehr sich fromme Lebensweise, eifrige Tätigkeit im geistlichen Amt oder auch Ereignisse der äußeren Politik für eine rhetorische Darstellungsweise eigneten, so wenig war dies der Fall für die schwierigeren Fragen der inneren Politik. So werden wir denn auch festzustellen haben, daß von dieser vielfach so umfassenden politischen Tätigkeit des Helden in den Viten kaum je die Rede ist, und auch da, wo es doch geschieht, meist nur in anekdotischer Form, nicht in grundsätzlicher Darlegung. Ein Eingehen auf derartiges hätte trockene, logische Auseinandersetzungen nötig gemacht, und die mußte ein nach rhetorischen Gesichtspunkten arbeitender Schriftsteller vermeiden. Ein gutes Beispiel ist schon die Vita Heinrici, deren Verfasser allem nach von diesen Dingen wesentlich mehr wußte, als er gibt. Der Weltfremdheit des Verfassers wird man an diesem Schweigen mindestens da, wo ein Abt oder ein Bischof oder sonst eine hervorragende Persönlichkeit schreibt, nicht die Schuld geben können. Wohl aber hat auch die grundsätzliche Weltanschauung des Verfassers

eine wesentliche Rolle gespielt. Man betrachtete eben die politische Tätigkeit der hohen Geistlichkeit seit dem Sieg der Reform als notwendiges Übel. Sehr bezeichnend sagt der Verfasser der Vita Heriberti (Kap. 4; IV, 742), er übergehe Heriberts weltliche Tätigkeit im Dienst des Kaisers, weil dies „potius regiae videtur inscribendum chronicae, quam in laudem sancti violenter inflectere". — Doch das nur nebenbei.

Endlich wird auch das häufig stark hervortretende anekdotische Element, die vielen novellistischen Züge wohl nicht bloß eine gewisse Naivität beweisen, sondern auch in dem Bestreben jedes Redners, den Hörer gut zu unterhalten, seinen Ursprung haben.

Prüfen wir nun noch eine andre Vita, diesmal ein Durchschnittswerk, daraufhin, wie weit rhetorische Gesichtspunkte dazu beigetragen haben, sie so zu schreiben, wie es der Verfasser tut.

Vita Theoderici abbatis.

Diese Vita[1]) des Abtes von St. Hubert steht der Heiligenlegende noch recht nahe. Von wirklich lebendiger Auffassung des Helden findet sich kaum eine Spur; zu dem panegyrischen Ton des Ganzen paßt es, daß der unbekannte Verfasser eine ganze Reihe von Wundertaten zu erzählen weiß (Kap. 23ff.), persönliche Züge dagegen suchen wir hier, anders als in der vita Heinrici, vergeblich. Nur die Schilderung der letzten Stunden des Abtes (Kap. 31, S. 56) ist verhältnismäßig recht lebendig und anschaulich. Das hat seinen guten Grund, wie auch das Versagen im übrigen. Der Verfasser war nämlich selber gar nicht in St. Hubert, sondern in Lobbes, war aber beim Tod des Abtes zugegen, und schreibt also hier als Augenzeuge.

Im folgenden interessiert uns nur das, was er über Dieterichs Jugendzeit zu erzählen weiß. Dabei ist zu beachten, daß er zwar bald nach dem Tod des Abtes schreibt, der von 1055—1087 regierte, daß Dieterich aber schon 1007 geboren ist, so daß also zwischen dieser Jugendzeit und der Abfassung der Vita etwa 70 Jahre vergangen sind, also ein Zeitraum, der nach unsrer bisherigen Beobachtung jede Erinnerung an wirkliche Einzelzüge aus der Jugendzeit eines Mannes in Werken dieser Art verwischt.

Trotzdem weiß der Verfasser Dieterichs musterhaftes Verhalten als Klosterschüler in Lobbes ausführlich zu schildern und zu preisen. Wie kommt er dazu? Da heißt es (Kap. 8, S. 41): incedebat humiliter in-

1) M. G. XII, 36—57. Wattenbach II, 133.

clinato in terram capite, humeris deiectis, manibus et pedibus et brachiis pulcre compositis, oculis submissis et humiliter respicientibus; rarus in ore risus usw. Das stimmt fast wortgetreu überein mit einer Forderung der regula Benedicti[1]), die als Zeichen der humilitas verlangt: . . ambulans vel stans inclinato sit semper capite defixis in terram aspectibus. Und zwar wird das als der höchste, zwölfte Grad der humilitas bezeichnet. Die zweithöchste Stufe ist, si cum loquitur monachus, leniter et sine risu, humiliter cum gravitate vel pauca verba et rationabili loquatur; die zehnte: si non sit facilis ac promptus in risu. Es ist kein Zweifel: die Schilderung der Vita beruht auf den Forderungen der Regel, der Verfasser hat sie ganz einfach mit geringer Umstilisierung abgeschrieben, und so wird Dieterich zu einem Idealmönch gestempelt, sicherlich ohne daß der Verfasser irgendwie etwas Tatsächliches über jene längstvergangene Zeit wußte.

Gleich im nächsten Kapitel (9, S. 42) findet sich eine Stelle, die des Verfassers Methode abermals zeigt. Hier heißt es von Dieterich: zelabatur autem virtutes omnium, componens vitam suam imitatione aliorum; illius enim humilitatem, istius obedientiam sectabatur, istius se informabat simplicitate; illum frequentius orantem, istum imitabatur studiosius legentem; cum illo caritate certabat, istum patientia superabat. Hier lag oder schwebte dem Verfasser eine Stelle aus der Vita beati Antonii vor[2]), wo von diesem erzählt wird: omnibus, ad quos studio discendi pergebat, obediens proprias singulorum gratias hauriebat: huius continentiam, iucunditatem illius sectabatur; istius lenitatem, illius vigilantiam, alterius legendi aemulabatur industriam; istum ieiunantem, illum humi quiescentem mirabatur usw. Die Anklänge sind unverkennbar.

Ziehen wir aus diesen Feststellungen unsre Schlüsse. Wir haben gesehen, daß der Verfasser der Vita Theoderici zwar so gut wie gar nichts Positives über die Jugendzeit seines Helden weiß und wissen kann, daß er aber trotzdem seinen Helden auch in dieser ersten Periode möglichst ausführlich zu schildern sucht, indem er ganz einfach auf ihn überträgt, was er anderswo findet. Es kommt ihm also nicht auf unbedingte historische Zuverlässigkeit seiner Schrift an, sondern auf schöne Abrundung; es wäre ihm unerträglich, die einzelnen Lebensabschnitte so ungleich

1) Ed. Wölfflin 1895, S. 21f.

2) Migne 73, 127. Dieselbe Stelle ist auch in der Vita Wicberti Kap. 8 (M. G. VIII, 511) nachgeahmt.

zu behandeln, wie es eigentlich sein Quellenmaterial erfordern würde. Er schreibt also nach ästhetischen Gesichtspunkten, nicht nach wissenschaftlichen, er schreibt rhetorisch.

Die Art und Weise, wie er jene Lücke ausfüllt, die Auswahl der verwerteten Stellen und der ganze Ton dieser Jugendgeschichte zeigt ferner besonders deutlich, worauf es dem Verfasser ankommt: er will seinen Helden als Idealmönch schildern. Damit erreicht er einen doppelten Zweck: er setzt die Vorzüge des Helden in das denkbar hellste Licht und gestaltet zugleich seine Schrift zu einer Darstellung des Mönchsideals selber, zur Nacheiferung für die Mönche von St. Hubert.

Diese selbe Beobachtung aber läßt sich fast an sämtlichen im folgenden zu behandelnden Viten machen: sie machen sich zur Aufgabe die Lobpreisung des Helden und zugleich die Herausarbeitung des Ideals. Freilich ist das nur der Grundcharakter; im einzelnen finden sich vom reinen Panegyrikus bis zur eigentlichen Biographie, die auch vor Kritik und Tadel nicht zurückscheut, die verschiedenartigsten Mischungen wissenschaftlicher und rhetorischer Arbeitsweise.

Denn um Rhetorik handelt es sich auch hier wieder. Bei der Vita Heinrici ist der Grundcharakter als laudatio noch sehr deutlich, wie ja auch bei ihrem Vorbild, und auch bei allen andern hier behandelten Viten läßt sich das nachweisen. Auffallend häufig ist von laudes und laudare die Rede, gelegentlich wird wohl auch einmal eine ganze Vita als laus bezeichnet. Umgekehrt hat es sicher seinen guten Grund, daß gerade der die Idealisierung so sehr bekämpfende Nortbert seine Charakterisierung Bennos (S. 10) wohl als oratio und seine ganze Schrift als sermunculus (S. 29), aber also nicht laus, sondern nur Rede im allgemeinen bezeichnet. Auch sonst ließen sich Stellen anführen, die darauf hinzuweisen scheinen, daß die Verfasser das Bewußtsein nicht ganz verloren haben, eigentlich eine Rede zu schreiben. Es sei hier wenigstens auf eine solche Stelle hingewiesen, die das besonders deutlich zeigt.

Der Verfasser der Vita Johannis Gorziensis bemerkt (Kap. 7): precepta secularis doctrinae quae rhetorica dicitur in personis singulis demonstrandis inter caetera esse traduntur, ut maiores illius qui praedicandus est altius repetantur et ita per gradus quasi filo quodam ad ipsum linea deducatur, . . conparatione data ab arbore, quae annosa iam in ramis aruerit, ut sterilitatem, inquiunt, ramorum radix fecunda compenset, et quod in fructu non teneas, mireris in trunco. Im folgen-

den lehnt der Verfasser es dann ausdrücklich ab, seinem Helden vornehme Abstammung zum besonderen Lob anzurechnen, eine Wendung, die in den Viten häufig vorkommt. Der Verfasser betrachtet also das Loben als selbstverständliche Aufgabe, lehnt es aber ab, in einem bestimmten Punkt den Schulregeln der Rhetorik für die laudatio zu folgen. Es ist auffallend, daß schon Hieronymus in den oben erwähnten Epitaphien sich mehrmals ganz ähnlich äußert, so insbesondere ep. 60, Kap. 8: haec praecepta sunt rhetorum, ut maiores eius qui laudandus est et eorum gesta altius repetantur, sicque ad ipsum per gradus sermo perveniat . .: ego carnis bona . . in animae laudibus non requiram. Ich möchte annehmen, daß diese Stelle das Vorbild jener andern aus der Vita Johannis gewesen ist; wenigstens kann ich bei keinem der heidnischen Rhetoren eine ähnliche Stelle finden. Das wäre nebenbei ein weiterer Beleg für das nahe Verhältnis der mittelalterlichen Vita zu jenen Epitaphien. So viel ist sicher: wer so schrieb wie Johannes, dem war es selbstverständlich, daß für die Abfassung seiner Schrift eben jene Schulregeln für die laudatio im allgemeinen in Betracht kamen.

Welch große Rolle die antike Rhetorik in den Klosterstudien des Mittelalters gespielt hat, ist ja zur Genüge bekannt. Die Früchte zeigen sich nicht nur in der mehr oder weniger starken rhetorischen Färbung der Sprache fast aller unsrer Viten. Wenn Sigebert in seiner Vita Deoderici (Kap. 17) eine Lobrede auf die Stadt Metz einfügt (de laude urbis Mettensis), oder wenn eine ganze Anzahl unsrer Viten gleich zu Anfang eine Deutung des Namens ihres Helden bringen, so ist hier die Anknüpfung an Lehren der antiken Rhetorik[1]) nicht zu verkennen. Und zwar handelt es sich beide Male um die Schulregeln für die laudatio. Angesichts der fast stereotypen Wundererzählungen, mit denen Viten und vollends Heiligenlegenden die Geburt ihres Helden ausschmücken, verdient doch bemerkt zu werden, daß schon Quintilian (3, 7, 11) und nach ihm Priscian (De praeexercitatione rhetorica 7) für die laudatio empfehlen, wunderbare Vorzeichen und Ereignisse bei Geburt oder Tod des Helden besonders hervorzuheben. Und den schon erwähnten Hauptgrundsatz der laudatio, den eigenen Helden in den hell-

1) Von Lobreden auf Städte spricht z. B. Quintilian 3, 7, 26; für die Namensdeutung findet sich wenigstens in einem der antiken Lehrbücher die entsprechende Vorschrift, bei Emporius, De demonstrativa materia (Halm, rhetores minores S. 567 ff.).

sten, den Gegner nur in den schwärzesten Farben zu schildern, finden wir in allen hier behandelten Viten mehr oder weniger radikal befolgt; Nortbert ist in seiner Vita Bennonis II. (Kap. 8, S. 10) der erste, der sich grundsätzlich dagegen auflehnt.

Das mag genügen, um in aller Kürze die Annahme wahrscheinlich zu machen, daß die mittelalterliche Vita nichts andres ist als eine laudatio.

Wenn nun Leo von der antiken Lobrede im allgemeinen sagt[1]): „Das . . Enkomion war weit entfernt von der wahrhaften Beobachtung eines menschlichen Charakters; es bezweckte nur, die Übereinstimmung eines Lebens und Wesens mit dem Ideal kunstmäßig darzustellen" — so ist damit auch der Grundcharakter der mittelalterlichen Vita gekennzeichnet: sie bezweckt im Grundsatz genau dasselbe wie das antike Enkomion. Die Schilderung König Heinrichs IV. in seiner Vita verfolgt deutlich die Absicht, ihn als Idealkönig darzustellen; etwas ganz Ähnliches haben wir in der Vita Theoderici beobachten können. Die Schilderungen vorbildlicher Gesinnung und musterhaften Lebenswandels sind zahllos in unsren Viten; und die starken Anklänge an die Vitae patrum zeigen, daß der Verfasser der Vita Theoderici längst nicht der einzige gewesen ist, der diese antiken Mönchsviten ausgebeutet hat.[2]) Und ebenso zahlreich sind die mehr oder weniger deutlichen Anklänge an den Wortlaut der Ordensregel. Was sie als Forderung aufstellt, wird von dem Helden als wirkliche Tatsache erzählt. Das soll den stärksten Beweis für die Tugendhaftigkeit des Helden und zugleich eine lebende Illustration des Ideals selber abgeben. Beide Methoden der Idealisierung: Übertragung der Schilderung des Lebenswandels eines anerkannten Musters oder Ausnützung der Darstellung des Ideals selber lagen ja nahe genug.

Und nun läßt sich ganz allgemein die Beobachtung machen, auf die uns oben die Vita Theoderici geführt hat: je weniger der Verfasser einer Vita Genaueres über das Leben seines Helden oder über einen bestimmten Zeitabschnitt wußte, desto größer war die Versuchung für ihn, oder desto besser die Gelegenheit für seine literarische Absicht, die Übereinstimmung dieses Lebens mit dem Ideal und damit das Ideal selber

1) Leo, Die griechisch-römische Biographie. 1901. S. 316.

2) Zusammengestellt bei Migne, Patrol. latin. 73, 127ff. Die regula Benedicti empfiehlt mehrfach den Mönchen das Studium dieser Schriften; daraus erklärt es sich, daß sie so vielfach als Vorbild dienten.

darzustellen. Insbesondere gilt das von den Schilderungen aus der Kindheit und Jugendzeit des Helden, über die die Verfasser wohl in den allermeisten Fällen ebensowenig Positives in Erfahrung bringen konnten wie die vita Theoderici. Wem es da an der nötigen Phantasie und Gewandtheit fehlte, eine solche Idealschilderung aus eigenem zu verfertigen, der arbeitete eben nach bewährten Mustern. So ist insbesondere der heilige Antonius das Vorbild einer ganzen Reihe von Musterknaben geworden; unzählig sind die Anklänge an die Schilderung, die seine Vita (Kap. 1) von der Tugendhaftigkeit entwirft, die er schon als Knabe gezeigt habe.[1])

Im ersten Kapitel seiner Vita Deoderici entwirft Sigebert mit merklicher Ironie das Schema einer derartigen „typischen" Musterknabenschilderung[2]): alius fretus ingenio ab ipsis ordiretur cunabulis narrationis telam; laudaret docilem puericiam, magnificaret mactae indolis adolescentiam; ubi ventum esset ad Pytagoricae litterae bivium, mundum cum blandiciis suis abigeret sinistrorsum; animum vero iusti, tendentem ad propositum immortalitatis bravium, ageret angusto calle dextrorsum. quid plura? per singulos gradus aetatum disponeret in corde ipsius ascensiones virtutum — nos quoniam viribus diffidimus, quoniam ad propria dicenda vix sufficimus, communia praetermittimus. Letzteres ist offenbar wiederum ein Zitat aus Hieronymus, der im Prolog der Vita Hilarionis[3]) sagt: aliud est locis communibus laudare defunctum, aliud defuncti proprias narrare virtutes; ein Zitat, das sich auch sonst gelegentlich verwertet findet.[4]) Sigebert verschmäht es also ausdrücklich, die Lücke in seiner Kenntnis der Lebensgeschichte seines Helden mit derartigen communia auszufüllen, das heißt typischen Wendungen, wie sie Rhetorenpraxis sein mochten. Die ganze Stelle zeigt, daß auch diesen mittelalterlichen Schriftstellern selber der Gegensatz von typisch und individuell nicht unbekannt war.

---

1) Übrigens mit einer bezeichnenden Abänderung. Antonius will nichts von gelehrter Bildung wissen; die gehörte damals noch nicht zum Mönchsideal, wie sie ja noch in Benedikts Regel noch sehr zurücktritt; erst seit Cassiodorus wird sie von jedem Mönch gefordert und gehört daher seitdem zum Ideal. Deshalb ist in den Jugendschilderungen der Viten im Gegensatz zur Vita Antonii von Bildungseifer sehr viel die Rede.

2) M. G. IV, 464.

3) Migne, Patrol. lat. 23, 29. Das fretus ingenio findet sich in der Vita S. Pauli des Hieronymus (Migne 23, 18).

4) Vita Popponis, M. G. XI, 312: libet praeterire communia.

Alles dies aber: der Grundcharakter der Vita als laudatio, das Streben nach Idealisierung des Helden und Darstellung des Ideals, mußte von vornherein den Schilderungen unsrer Viten eine gewisse „typische" Färbung geben, ohne daß dies auf die Fassungskraft und Beobachtungsgabe der Schreiber den geringsten Schluß zuließe. Und dazu kommt noch etwas weiteres.

Sigebert ist einer der namhaftesten Historiker des deutschen Mittelalters. Auch in den beiden Viten, die er geschrieben hat, zeigt sein eifriges Bemühen, urkundliches Material zu sammeln und zu verwerten, seinen stark ausgeprägten Sinn für historische Wahrheit. Trotzdem fehlen in beiden die persönlichen Züge fast völlig. Wie ist das zu erklären? Das stark hervortretende Streben nach Idealisierung kann nicht daran schuld sein; wie wir oben sahen, zeigt gerade der gelungenste mittelalterliche Versuch einer laudatio, die Vita Heinrici, daß sich persönliche Züge mit solcher Idealisierung recht wohl vertragen. Also daran kann es nicht liegen. Wohl aber wird eine kurze Betrachtung aller der Viten, die so wie die Vita Deoderici Persönliches vermissen lassen, uns eine andre Lösung der Frage nahelegen.

Fassen wir vorher das Ergebnis dieser notgedrungen sehr summarischen Betrachtungen zusammen.

Für die literarische Form hält sich die mittelalterliche Vita unsrer Periode an die Lehren der antiken Rhetorik für die laudatio und knüpft in letzter Linie an bestimmte rhetorische Stücke der frühchristlichen Literatur an, die ihrerseits wieder auf die laudatio zurückgehen. Auch ihrer ganzen Haltung nach sind diese Viten nichts andres als laudationes und wollen in erster Linie als rhetorische Kunstwerke beurteilt werden. Ebenso wie ihre antiken Vorbilder machen sie sich gleichzeitig die Darstellung des Ideals selber zur Aufgabe. Zu diesem Zweck und aus dem rhetorischen Bedürfnis nach abgerundeter Darstellung werden häufig von den Verfassern Lücken in ihrem Material dadurch ausgefüllt, daß sie vom Ideal her auf direktem oder indirektem Weg Züge entlehnen und auf ihren Helden übertragen. Dem Grundcharakter als laudatio entspricht es ferner, daß Kritik und Tadel an dem Helden zurückgehalten wird. Auch von Einzelheiten läßt sich manches in unsern Viten mit auf rhetorische Gesichtspunkte zurückführen, wie das häufige Fehlen genauer Daten, das mangelnde Eingehen auf kleine Züge, die geringe Berücksichtigung weltlich-politischer Tätigkeit und andres.

B. VITEN OHNE PERSÖNLICHE ZÜGE.

Zu den Viten, die der persönlichen Züge völlig oder so gut wie völlig entbehren, rechne ich die folgenden:

1. V. Folquini (M. G. XV, 423—430). F. † 855; verfaßt zwischen 970 und 984.
2. V. Radbodi (M. G. XV 1, 568—571d). R. † 917; verfaßt zwischen 962 und 977.
3. V. Mahthildis (ältere Bearbeitung M. G. X, 573—581; jüngere IV, 282—302). Mathilde † 968; die ältere Vita verfaßt zwischen 968 und 978, die jüngere unter Heinrich II.
4. V. Gebehardi (M. G. X, 582—590). G. † 995; Abfassungszeit unbekannt.
5. V. Burchardi (M. G. IV, 829—846). B. † 1025; verfaßt kurz nachher.
6. V. Gerardi (M. G. V, 485—505). G. † 994; verfaßt zwischen 1027 und 1049.
7. V. Heriberti (M. G. IV, 739—753). H. † 1021; verfaßt um 1050.
8. V. Balderici (M. G. V, 724—738). B. † 1018; verfaßt um 1050.
9. V. Adelheidis (M. G. XV, 2, 754—763). A. † 1015; verfaßt 1056/57.
10. V. Popponis (M. G. XI, 296—316). P. † 1048; verfaßt bald nachher.
11. V. Deoderici (M. G. IV, 461—483). D. † 984; verfaßt zwischen 1050 und 1060.
12. V. Wicberti (M. G. VIII, 504—516). W. † 962; verfaßt zwischen 1060 und 1070.
13. V. Wolfkangi (M. G. IV, 521—542). W. † 994; verfaßt vor 1062.
14. V. Haimeradi (M. G. X, 595—607). H. † 1019; verfaßt um 1080.
15. V. Theoderici (M. G. XII, 36—57). Th. † 1087; verfaßt wenig später.
16. V. Annonis (M. G. XI, 462ff.). A. † 1075; verfaßt 1105.

Bei keiner einzigen dieser Viten lohnt sich ein näheres Eingehen: die Darstellung hält sich hier überall in den Grenzen des Typischen. Wohl zu beachten aber ist die Ähnlichkeit der äußeren Verhältnisse, unter denen die große Mehrzahl von ihnen geschrieben worden ist.

Acht von diesen 16 Viten sind 30 bis 60 Jahre nach dem Tod des Helden verfaßt, bei weiteren drei beträgt der zeitliche Abstand sogar 70 bis 130 Jahre (alles in runder Zahl); nur vier sind innerhalb des ersten Jahrzehntes nach dem Tod des Helden geschrieben, und von einer (Vita Gebehardi) ist die Abfassungszeit nicht festzustellen. Lassen wir sie außer Betracht, so ist bei allen andern bis auf jene vier der zeitliche Abstand

zwischen Todesjahr und Abfassungsjahr so groß, daß er nach dem, was oben an den Bistums- und Klostergeschichten festgestellt wurde, allein schon genügen würde, die Farblosigkeit der Darstellung zu erklären.

Hervorzuheben ist ferner, daß zehn von diesen 16 Viten (nämlich Nr. 1, 3, 5, 6, 7, 10, 11, 13, 14, 16) im Auftrag andrer, meist eines Bischofs oder Abtes geschrieben sind; bei vier davon (Nr. 3, 6, 10, 16) steht dieser Auftraggeber in einem besonderen Pietätsverhältnis zum Helden der Vita. Ein persönliches Verhältnis zwischen dem Helden und dem Verfasser dagegen liegt nur einmal vor (Nr. 5). Die persönliche Anteilnahme fehlt also in den meisten Fällen, und daß die Verfasser dem Wunsch ihrer Auftraggeber am besten durch eine möglichst idealistische Schilderung entsprachen, ist ja begreiflich.

In fünf Fällen (Nr. 7, 8, 11, 12, 16) wird in dem Helden der Gründer des Klosters, für das die Vita verfaßt ist, verehrt und gefeiert; und auch in drei weiteren Fällen (Nr. 1, 9, 10) handelt es sich darum, dem Kloster seinen besonderen Helden zu verschaffen. Denn das ist ja ganz ausgesprochen der Zweck in den Viten der Klostergründer: das Kloster soll seinen Heiligen bekommen.[1]) Und je heiliger dieser Gründer, desto heiliger auch das Kloster selber. Kein Wunder, daß gerade in diesen Viten das möglichste an Lobpreisung und Verherrlichung des frommen Helden geschieht.

Großer zeitlicher Abstand, Abfassung in höherem Auftrag und daher ohne rechte innere Anteilnahme, schließlich gar Absicht einen Klosterheiligen zu schaffen: das sind lauter Umstände, die sehr geeignet sind, das Fehlen persönlicher Schilderung und die starke Neigung zum Typisieren zu erklären, die sich in den Viten dieser Klasse feststellen läßt. Das beste Beispiel für die Wirkung dieser Faktoren ist die Vita Annonis, die ich deshalb mitbehandelt habe, obwohl sie erst 1105 geschrieben ist. Der Verfasser, ein einfacher Mönch, schreibt 30 Jahre nach Annos Tod; er hat seinen Helden nicht mehr selber gekannt; er schreibt nicht aus eigenem Antrieb, sondern auf Befehl seines Abtes, und der ist ein Freund des Verstorbenen; und schließlich ist sein Kloster eine Gründung Annos. Damit haben wir hier alle die Umstände zusammen, von denen sich jeder einzelne einer wirklich individuellen Auffassung und Schilderung entgegenstellt. Und die Probe stimmt trefflich: Anno wird lediglich als der vorbildlich fromme, heilige Mann dargestellt, der ungezählte Wunder verrichtet. Die außerordentliche Rolle,

1) Besonders deutlich ausgesprochen Vita Heriberti, Prolog.

die er in der Politik gespielt hat, kann man nicht einmal ahnen. Von seinen vielen und großen Fehlern ist mit keinem Wort die Rede: der Verfasser läßt seinem Abt und seinem Kloster zulieb alles weg, was irgendwie ein ungünstiges Licht auf Anno werfen könnte. Er tut es mit vollem Bewußtsein: dafür ist seine Art der Benutzung von Lamberts Annalen bezeichnend; aber das Bewußtsein, damit ein Unrecht zu begehen, fehlte ihm sicherlich völlig. Eine derartige Behandlung des Stoffes gehörte einfach zum Stil der laudatio. Er will keine historische Biographie schreiben, sonst hätte er doch keinen Grund, Annos hervorragende politische Tätigkeit derart zu ignorieren. Und so völlig vergessen konnte sie damals schwerlich schon sein. So ist diese Vita ein wahres Musterbeispiel dafür, wie sich das Fehlen individueller Züge in den meisten Fällen schon aus den äußeren Verhältnissen, unter denen die Verfasser schreiben, zur Genüge erklärt.

Über die Persönlichkeiten der Verfasser selber wissen wir in den meisten Fällen gar nichts. Aber gerade das ist bezeichnend. Von diesen 15 Verfassern haben bloß zwei, Sigebert und Otloh, einen Namen als Schriftsteller, zwei andre Widrich (V. Gerardi) und Folkwin (V. Folquini) kennen wir als Äbte, also doch wohl über den Durchschnitt emporragende Männer; von allen andern wissen wir nichts als höchstens den Namen. Das legt immerhin die Vermutung nahe, daß diese Männer keine bedeutenden Geister gewesen sind; ein Beweis ist es freilich nicht. Es kann einer ein guter Lateiner und doch im übrigen ein mäßiger Kopf sein; für die Abfassung derartiger Viten war aber offenbar die erstere Eigenschaft maßgebend, wenigstens erhielten gerade Schulvorsteher häufig einen solchen Auftrag; von den eben besprochenen Schriften ist das bei der Vita Heriberti der Fall, deren Verfasser Lantbert Schulvorsteher war. Welchen Wert man offenbar auf die Form legte, wurde schon oben bemerkt. Ist aber jene Vermutung richtig, dann müssen wir uns erst recht hüten, auf Grund dieser „typischen" Viten ein Urteil über das geistige Niveau jener Periode zu fällen, denn die hervorragenden Köpfe geben einer Zeit ihr Gepräge, nicht die mittelmäßigen.

So ergibt sich also: wenn eine ganze Reihe unsrer Viten nur typische, keine individuelle Schilderung gibt, so reicht, auch abgesehen von dem Charakter der Vita als laudatio, in vielen Fällen schon das äußere Verhältnis des Schreibers zu seinem Stoff hin, um dieses Fehlen persönlicher Züge zu erklären. Auch ist für die Mehrzahl ihrer Ver-

fasser die Vermutung nicht unwahrscheinlich, daß sie keine sehr bedeutenden Geister waren. Dann aber dürfen diese Viten nicht zu allgemeinen Schlüssen auf die geistigen Verhältnisse jener Zeit verwendet werden.

Wenden wir uns nunmehr, um die Probe zu machen, denjenigen Viten zu, die ihren Helden mehr oder weniger individuell schildern.

C. VITEN MIT PERSÖNLICHER SCHILDERUNG.

Ruotgeri Vita Brunonis.

Das Leben des 965 verstorbenen Erzbischofs Brun, des Bruders Ottos I., hat bald nach seinem Tod Ruotger geschrieben[1]), der seinem nächsten Kreis angehört hatte und der ihn daher sehr genau kannte. Verfaßt ist das Werk im Auftrag und zu Lebzeiten des 967[2]) verstorbenen Erzbischofs Folkmar (praef. S. 3), Bruns Nachfolgers. Es hat also offiziellen Charakter und ist dementsprechend auf den Ton der Lobrede abgestimmt. Die rhetorische Färbung ist unverkennbar, im ganzen Stil, in dem sichtlichen Bestreben, genaue Jahreszahlen zu vermeiden — nicht einmal das Geburtsjahr wird einfach angegeben, sondern umschrieben (Kap. 2, S. 6) —, auch in dem echt rhetorischen Bemühen, für bekannte Vorgänge neue Ausdrücke zu finden; so wird beispielsweise im zwölften Kapitel (S. 13) die Erhebung zum Erzbischof sehr künstlich umschrieben. Auch mehrere Reden eigenster Erfindung legt Ruotger ein.

Trotzdem ist er kein schlechter Historiker. Namentlich ist er stets bemüht, die allgemeinen Zeitverhältnisse klarzulegen, und widmet den Vorgängen im Reich ganze Kapitel (so 10, 17, 19, 36), um ein abgerundetes Bild von Bruns Tätigkeit geben zu können. Er geht, anders als mancher andre Biograph, auch auf die weltliche Tätigkeit seines Helden ein, betrachtet sie jedoch unter einem ganz bestimmten Gesichtspunkt: um den Bedenken der Gegenpartei, die von derartigen weltlichen Aufgaben für einen Geistlichen nichts wissen wollte, die Spitze abzubrechen, betont Ruotger bei jeder Gelegenheit, welche Verdienste sich Brun um die Erhaltung oder Wiederherstellung des Friedens erworben habe.[3]) Kaum in einer Vita unsres Zeitabschnittes wird die politische Tätigkeit des Helden verhältnismäßig so eingehend behandelt wie hier, weil eben hier indirekt Vorwürfe zu entkräften waren.

1) Schulausgabe der M. G. von Pertz, 1841. Wattenbach I, 402ff.

2) So Hauck III, S. 993; nach andern 969.

3) A. Mittag, Die Arbeitsweise Ruotgers in der Vita Brunonis. 1896.

Das Lob, das Ruotger seinem Helden reichlich spendet, ist nach allem, was wir sonst über Brun wissen, nicht unverdient[1]); dafür ist der beste Beweis das Verhältnis zu seinem Bruder, dem König, der unbedingtes Vertrauen auf ihn setzte. Auch Ruotgers Schreibweise selber erweckt Vertrauen. Wohl weiß er nur Löbliches zu berichten, aber er verfällt nicht in den Ton der Heiligenlegenden, die ihren Helden als ein Muster aller erdenklichen Tugenden preisen; er sucht ihn vielmehr in seiner Eigenart zu erfassen und darzustellen. Ihm ist Brun vor allem der Mann rastloser Tätigkeit, der andrerseits auch in den aufregendsten Lagen, im größten Drang der Geschäfte nie die Ruhe verliert. Kap. 8 (S. 10) wird geradezu als Überschrift für die folgende ausführliche Schilderung der Satz vorangestellt: cum esset in otio, nemo fere magis videbatur in negotio; nec cum esset in negotio, umquam cessabat ab otio. Als Beispiel für diese rastlose Tätigkeit wird dann erzählt, Brun habe auch auf seinen Reisen seine Bücher stets mit sich geführt: nec in ipso itinere desidiae locus erat; in turba, quod paucorum est, quasi solus erat. Diese Gabe, sich jederzeit auch in Gesellschaft geistig isolieren, auf sich selber zurückziehen zu können[2]), beobachtet Ruotger auch sonst an Brun. So bemerkt er (Kap. 9, S. 11): his quibus convixerat, habitu et gestu aliquando, mente aliud actitans satisfecit, und erzählt (Kap. 25, S. 26), wie Brun inmitten der Schrecken des Ungarneinfalls von 954 frequenter ipse interritus aut secum intentus legit aut de maximis quibusque rebus, quasi curarum instantium nescius, disputavit, für Ruotger ein Beweis seiner constantia. Immer wieder weist er auf diese ruhige, selbstsichere Haltung Bruns hin: consilio . ., non saevitia timendus fuit (S. 26); . . fama autem et multitudinis iuditio minimum motus est; suo sibi iudicio usus est (S. 27). Und wie er zum Erzbischof ernannt wird, requisivit . . sollicitius, quid agendum sibi esset, quibus consuetudinibus inniti debuisset (Kap. 12, S. 14), um nicht unnötig Anstoß zu erregen. Es paßt trefflich zu dem Bild, das wir uns so von Brun machen können, und spricht abermals für Ruotgers Beobachtungsgabe, wenn er gelegentlich bemerkt (Kap. 9, S. 11), daß Brun beim Gottesdienst animum agebat intentum, brevi quidem sed pura se oratione Domino commendans, und wenn er be-

1) Vgl. Hauck III, S. 41 ff.: eine Charakteristik Bruns, die in allem Wesentlichen mit Ruotger übereinstimmt.

2) „Es schien, als ob Unruhe und Aufregung niemals den Mittelpunkt seines Wesens berühren könnten." Hauck III, 44.

richtet, wie der sterbende Erzbischof mit einer Handbewegung, „wie es seine Gewohnheit war", seine wehklagende Umgebung zur Ruhe verwies (ille, ut solebat, paululum convalescens tumultum manu sedabat). Auch die gelegentlichen Äußerungen, die Ruotger von Brun im Wortlaut mitteilt, zeugen alle von derselben ruhigen Sicherheit, die es nicht liebte viele Worte zu machen; so der Brief an den neuen Abt von St. Pantaleon (Kap. 28, S. 29), dessen Kürze Ruotger besonders hervorhebt; so wenige Tage vor seinem Tode die Antwort auf die Frage, was ihm fehle: non morbum, sed dissolutionem sui corporis esse, seine Kraft sei erschöpft (Kap. 43, S. 44). Mit der gleichen Bestimmtheit weist er das gut gemeinte Gerede von Genesung zurück und begehrt sein Testament zu machen (S. 44): ille animi industria, qua semper viguit, econtra renisus: dum tempus est, inquit, hoc fiat; multa nobis alia post haec restant agenda.

Neben dieser ruhigen Klarheit hebt Ruotger insbesondere die Vielseitigkeit und den rastlosen Eifer Bruns hervor: visus est singulari mentis suae agilitate pene excessisse generale illud, quod dicitur, mentem, cum dividitur ad multa, fieri minorem ad singula (Kap. 22, S. 24). Auch Kap. 29 spricht er von Bruns animo ad omnia vivacissimo; trotz allen weltlichen Geschäften habe er doch stets die Zeit zu frommer Lektüre gefunden. Zum Beweis dafür, wie tief innerlich fromm Brun war, bemerkt Ruotger dabei weiter, einen Mann, dem solche fromme Übung nicht ebenso Herzensbedürfnis gewesen sei, habe er wohl in geschäftlichen Dingen seines Vertrauens gewürdigt, nicht aber in den ganz persönlichen Angelegenheiten des Herzens: his qui hoc ita non amabant vehementer indoluit eosque, licet alias familiares essent, a secreto tamen et amico moeroris loco, ubi se sibi licentius et ideo diligentius solebat explicare, removit; abermals eine sehr feine Beobachtung und ein Beweis, daß Ruotger der Übertreibung abhold ist. Wie Brun selber rastlos an der Arbeit ist, so verlangt er auch von den Seinen, daß sie sich nicht leerem Nichtstun hingeben; ebensowenig aber, bemerkt Ruotger, duldet er Mühe ohne Sinn und Zweck: non passus est suorum quemlibet aut incassum occupari aut otio torpere inerti (Kap. 33, S. 33).

Schon aus Bruns Schülerzeit weiß Ruotger einen sehr bezeichnenden Zug zu berichten (Kap. 4, S. 8): wie er sich in seinem Eifer durch das unnütze Geschwätz der weniger eifrigen Mitschüler nicht stören lassen will, so nimmt er es auch sehr übel, wenn man seine Bücher schlecht behandelt, nihil sane in his, quae ad se pertinebant, negligendum ducens, fährt

Ruotger fort und führt so das Einzelne auf das Allgemeinere zurück. Auf die Ernsthaftigkeit von Bruns Wesen, die schon hier hervortritt — in durchaus individueller Art und Weise; mit den typischen Jugendberichten andrer Viten hat dieser nichts gemein —, weist Ruotger auch sonst hin (Kap. 8, S. 10): die Witze der lateinischen Komödien, über die sich andre schier zu Tode lachten, habe er stets mit ruhigem Ernst gelesen, materiam pro minimo, auctoritatem in verborum compositionibus pro maximo reputabat. Mit diesem Zug seines Wesens stimmt es wieder völlig überein, daß er von königlicher Pracht nichts wissen will (Kap. 30, S. 30).

Was ich hier zusammengestellt habe, ist über das ganze Werk hin zerstreut; eine zusammenfassende Charakteristik gibt Ruotger nicht. Aber diese zerstreuten Bemerkungen zeigen zur Genüge, wie sicher und richtig Ruotger das eigentümliche Wesen seines Helden erkannt hat; wenn sich auch Züge finden, die typisch klingen, so fügt sich doch alles zu einem so einheitlichen Bilde zusammen, daß Ruotgers Schilderung alles Vertrauen verdient. Auch mit einer idealisierenden Darstellung, wie sie der Charakter der laudatio an und für sich und im vorliegenden Fall die Verhältnisse fordern, läßt sich eben individuelle Schilderung des Helden recht wohl vereinigen, vorausgesetzt, daß der Verfasser die nötige Fassungskraft und die nötige genaue Kenntnis des Geschilderten besitzt. Nachteiliges dagegen bleibt ausgeschlossen, und ebensowenig kann der Verfasser einer solchen Vita eine Charakteranalyse geben wollen: die ist Sache der wissenschaftlichen, nicht der künstlerischen Behandlungsweise.

Vita Johannis abb. Gorziensis.

Zu den hervorragendsten Führern der lothringischen Reformbewegung gehört der Abt Johannes von Gorze, der im Jahr 974 starb. Bald darauf, zwischen 978 und 984, hat sein vertrauter Freund und Genosse, Abt Johannes von St. Arnulf in Metz, sein Leben geschrieben.[1]) Schon dieses Verhältnis zu Johannes und seine Berufung auf einen so angesehenen Posten zeigen, daß der Verfasser ein den Durchschnitt überragender Geist war; dazu kommt nun das enge Miterleben dessen, was er beschreibt, die genaue Kenntnis des Helden und seiner Genossen. Hier also, wo die äußeren und inneren Bedingungen so günstig wie nur möglich sind, sind wir an der richtigen Stelle, wenn wir fragen, was das

1) M. G. IV, 335ff.; vgl. Hauck III, 352ff.; Zoepf, Heiligenleben 94ff.

Mittelalter auf dem Gebiet der Persönlichkeitsschilderung in der Form der Vita leisten konnte.

Aufrichtige, warme Verehrung spricht aus jedem Wort dieser umfangreichen Schrift. Daß sie der Verfasser selber als eine Lobschrift ansieht, zeigt die oben angeführte Stelle des 7. Kapitels. Dabei ist aber seine unbedingte Wahrheitsliebe hervorzuheben. Er sagt ausdrücklich, Johannes habe keine Wunder getan: Johannes ipse . . signum fecit nullum (praefat. S. 338). Dabei ist er aber nicht etwa grundsätzlicher Zweifler — von andern erzählt er Wunder —, sondern die Legende hatte sich eben seines Helden so bald nach dessen Tod noch nicht bemächtigt, und einfach Wunder zu erdichten, wie es andre wohl gelegentlich machten, lag ihm fern. Ebenso verzichtet er ehrlich auf eine Darstellung der ersten Jugendzeit des Johannes, weil er eben nichts darüber weiß (praefat. S. 338): auch hier verschmäht er es, die Lücke nach dem Schema auszufüllen.

Auch sonst zeigt sich im ersten Teil der Vita die Ehrlichkeit des Verfassers besonders deutlich: der junge Johannes tritt hier gegenüber den ältern Genossen stark zurück, während die meisten andern Viten so tun, als ob sich vom ersten Tag an die Welt um ihren Helden gedreht hätte. Es ist überhaupt ein großer Vorzug unsrer Vita, daß sie sich nirgends nur auf die Person des Helden einstellt; stets wird auch ausführlich der allgemeine Hintergrund geschildert, im zweiten Teil das Leben und Treiben im Kloster, im ersten die Persönlichkeiten, die für seine Entwicklung von Bedeutung waren.

Ganz besonders lebensvoll wird Kap. 20ff. erzählt, wie Johannes voll Sehnsucht nach einem Leben völliger Bedürfnislosigkeit herumirrt und vergebens nach einem Vorbild sucht, dem er sich anschließen könnte. Bei keinem der Einsiedler, die er aufsucht, vermag er zu finden was er sucht. Sehr anschaulich schildert dabei der Verfasser (Kap. 22, S. 343) das Treiben des halb närrischen Einsiedlers Lantbert, dessen auf die Spitze getriebene Askese er als geradezu sinnlos (velut irrationabili) bezeichnet. — Schließlich unternimmt Johannes eine Wallfahrt nach Rom. Dabei begleitet ihn (Kap. 24, S. 344) Bernacer quidam clericus, . . manu libraria ceteris eius temporis non inferior, canendi disciplina admotum praestans, sed et artis calculatoriae studiosissimus, caeteroque ingenio in rebus non minimum pollens, tenui quidem re, sed devotione in divina optime cumulata. Das ist in aller Kürze ein vollständiges Bild dieses Mannes; der Verfasser gibt nicht

etwa bloß diejenigen Eigenschaften an, die für den Zusammenhang wichtig sind.

Nach der Rückkehr von Rom, wo Johannes die ersehnte Ruhe auch nicht gefunden hat, lebt er eine Zeitlang bei seinem väterlichen Freund, dem Einsiedler Humbert, in schärfster Selbstkasteiung. Schließlich findet er sich mit einer Anzahl Gesinnungsgenossen zu einer Gemeinschaft zusammen; das Kloster Gorze wird ihnen eingeräumt. Wiederum verwendet der Biograph viele Mühe darauf, diese Genossen seines Helden eingehend zu schildern. Bei zweien von ihnen, Humbert und Andreas, betont er ausdrücklich ihren Einfluß auf des Johannes Entwicklung (Kap. 50, S. 351): uterque .. Johanni incitamenta et quidam quasi stimuli ad virtutes fuere. Das ist durchaus untypisch: in den Heiligenlegenden ist von derartigen Einflüssen andrer Menschen nie die Rede; ihnen ist der Heilige, was er ist, ganz allein durch sich selber oder durch göttliche Hilfe.

Diese Schilderungen sind nun teilweise keine eigentlichen Charakteristiken, sondern mehr Erzählung der Erlebnisse und Eigenheiten der einzelnen, jedoch in sehr lebendiger Auffassung. Manche Ähnlichkeit hat diese Galerie von Mönchsgestalten mit den freilich noch plastischeren Ekkehards. Da ist der Bruder Angilramnus (Kap. 57ff.): ursprünglich reich und verwöhnt, so daß er auch im Kloster mollius ceteris tractabatur atque honorabatur, führt er sich derart anmaßend auf, daß es schließlich zu einem Krach kommt. Er will austreten, wird dann aber plötzlich andern Sinnes und betreibt nun mit seiner ganzen Leidenschaftlichkeit (voluntatem cordis ardentis ministrabat Kap. 63, S. 354) die abiectio sui. — Ein andrer der Gefährten ist Ansteus (Kap. 66, S. 355): fuit autem lingua quantum ad exteriorem sermonem facundissimus, sed et in scripturis sacris studiosissimus, quanquam et artium nonnulla ei notitia fuerit; corporis quoque gratia quaedam virtutem eius animi insignibat . . . verbo gratia multa redundans, exhortationi et animis undecumque movendis ad omnem facultatem in quolibet dicendi genere, ut rhetorem diceres, sufficiebat. ad hoc et architecturae non ignobilis ei pericia suberat. Auch habe er sich trefflich auf die äußeren Angelegenheiten verstanden. Da er später Abt von St. Arnulf wurde, hat ihn der Verfasser vielleicht persönlich gekannt. — Da ist ferner der Archidiakon Blidulf, über dessen Eintritt ins Kloster sich alles wundert: vir enim cum et nobilitate generis et rerum copia non mediocri fultus, et multa in quamcumque partem arte animi callens, prudentiane ea dicenda sit an astutia, ad hoc et litterarum ceteros eius

loci praeiret scientia, . . tum secularibus ita deditus videbatur, ut vix cuiusquam in eo religionis vestigia viserentur. Aber eine Krankheit bekehrt ihn: er wird Mönch. Einige Jahre später wird er vollends ganz Einsiedler, maiori calore virtutis tactus (Kap. 69). — Wieder eine ganz andre Gestalt ist (Kap. 71) vir religiosus Isaac, qui ut erat magnae simplicitatis et totus interioribus animae bonis deditus, sine querela et innocentissima actione conversatus, etiam finem sui divino meruit praescire responso. — Sind diese Charakterisierungen auch sehr knapp gehalten, so sprechen sie doch für die Fähigkeit des Verfassers, mit kurzen Worten das Wesentliche einer Persönlichkeit herauszuheben.[1])

Nun erst, nach dieser eingehenden Schilderung seiner Umgebung, wird des Helden Johannes Lebenswandel selber beschrieben (Kap. 72ff.), seine abiectio sui, seine obedientia. Dabei fehlt es nicht an guter Beobachtung und lebendiger Schilderung. So insbesondere Kap. 80 (S. 359), wo erzählt wird, wie sich Johannes in der Zeit zwischen Nokturn und Matutin den Schlaf zu vertreiben sucht: unaufhörlich geht er auf und ab und murmelt seine Psalmen vor sich hin; dann macht er unter Kniebeugungen die Runde vor den Altären; dann setzt er sich einen Augenblick, erhebt sich wieder, bleibt eine Zeitlang stehen; darauf tritt er hinaus ins Freie, um am Stand der Sterne zu sehen, welche Stunde es ist; dann wieder putzt er die Lichter und gießt Öl auf, macht einen Gang in den Schulsaal hinüber, sucht sich mit Netzeflechten die Zeit zu vertreiben, geht dann wieder in den Schlafsaal und macht sich mit den Lichtern zu schaffen; schließlich geht er in die Kirche und wirft sich unter Klagen und Seufzen vor dem Altar nieder.[2]) — Beim Mahle ist ihm die Anwesenheit von Weltlichen eine Qual (Kap. 86, S. 361): er läßt sich zwar nichts anmerken und bewirtet sie aufs reichlichste,

1) Schmeidler meint (S. 12): „Unerhört ist es für einen mittelalterlichen Autor, den zusammenhängenden Fluß der Darstellung zu unterbrechen, um eine Reihe von Charakteristiken einzuschieben, eine größere Anzahl von Personen äußerlich und innerlich zu schildern, nicht weil es ein bestimmter Vorgang, ein Moment der gegenwärtigen Erzählung so forderte, sondern um der Charakteristik selbst willen, um den Lesern ein Bild von den handelnden Personen zu geben.“ Um das zu widerlegen, genügt schon der Hinweis auf das im Text Angeführte, ganz abgesehen von den zahllosen Charakteristiken, die sich z. B. in den Kloster- und Bistumsgeschichten finden.

2) Ich weiß nicht, ob es nötig ist, mit Zoepf (S. 100) hier von „Reizsamkeit“ und innerer Unruhe zu sprechen. Geschildert wird doch eigentlich nichts andres als des Helden Kampf mit seinem natürlichen Schlafbedürfnis, dessen er sich nur durch fortwährende Bewegung zu erwehren vermag.

unterhält sich auch freundlich und höflich mit ihnen; aber im Kreis der Seinen beklagt er sich doch hintendrein über diese Störung in seiner gewohnten Lebensweise. Der Verfasser sagt es nicht ausdrücklich, aber wir können es uns denken, daß Johannes solche Störungen deshalb fürchtete, weil er seiner noch nicht ganz sicher war.

Denn so schildert ihn auch der Verfasser, nicht etwa als den selbstsicheren Heiligen: vielmehr lebt er in stetem Kampf mit sich selber und mit seiner Leidenschaftlichkeit; wenn er beleidigt wird, so kocht es wohl in ihm (hoc silentium tenebat iratum, Kap. 76), aber er beherrscht sich und schweigt. Sanftmut ist nicht seine Sache: cum enim . . sub motibus irarum ita mutus quoddammodo existeret, ubi corrigendi locus advenerat, ibi . . in verba acriter pungentia vehementi quodam terrore videres effundi. Diese immer wieder nur mühsam bezwungene Leidenschaftlichkeit tritt gelegentlich auch bei der spanischen Gesandtschaft des Johannes einmal zutage (Kap. 131, S. 375). Wie er dort nach endlos langem Warten schließlich vor den König vorgelassen wird, aliquid fellis tam diutino angore contracti in regem evomere cogitabat — sicut nobis postea referebat, fügt der Verfasser hinzu —, antwortet dann aber doch ganz ruhig. Und wenn der Verfasser (Kap. 94, S. 364) von seinem robur animi virilis spricht, so meint er sicher eben dieses innere Feuer, das alle Selbstkasteiung und Selbstverleugnung nicht auszutilgen vermag.

Ich hebe diese Züge heraus, um zu zeigen, wie wenig von Typus und Schema in dieser Vita die Rede sein kann, und wie richtig sie den Grundzug dieses Mannes, eben seine Leidenschaftlichkeit, zu betonen versteht. Leider ist das Werk nicht vollendet; es ist schwer zu sagen, ob der Verfasser die jetzt fehlende, zusammenfassende Charakteristik des Helden am Schluß noch gegeben hätte. Jedenfalls ist es für uns sehr zu bedauern, daß sie gerade in diesem Werk ausgefallen ist.

Vita S. Udalrici.

Bischof Ulrich von Augsburg, neben Ottos Bruder Brun die hervorragendste Gestalt des deutschen Episkopats unter Otto I., starb im Jahr 973 nach einer Regierung von 50 Jahren. Zwischen 983 und 993 verfaßte der Augsburger Propst Gerhard seine Lebensbeschreibung[1]) auf Grund näherer persönlicher Kenntnis Ulrichs, wenigstens aus dessen späterer Lebenszeit: er rechnet sich selber zu denen, qui faciem eius

1) M. G. V, 377—419. Vgl. Hauck, K. G. III, 47ff. Zoepf S. 78ff. bringt eine ausführliche Inhaltsangabe.

saepissime vidimus et eius doctrinam benedictionemque saepissime accepimus (Nachwort S. 425) und war in Ulrichs letzten Lebensjahren dessen Vertrauter und gelegentlicher Stellvertreter, also sicher kein unbedeutender Mann. Der Zweck seiner Schrift ist, Ulrichs Heiligsprechung in Rom zu erlangen, was ihm denn im Jahr 993 auch wirklich glückte.

Bei einer derartig praktischen Zwecksetzung ist natürlich von vornherein nicht zu erwarten, daß die Schrift eine völlig objektive, wissenschaftlich gehaltene Schilderung von Ulrichs Wesen gibt; der Verfasser mußte alles das besonders hervorheben, was der Erreichung seines Zwecks förderlich sein konnte, und mußte alles weglassen, was schaden konnte oder auch nur gleichgültig war. Wenn er also auf Ulrichs weltliche, politische Tätigkeit nicht eingeht, so erklärt sich das zur Genüge aus der Tendenz des Werkes. Übrigens findet sich ja dieses Verhalten ganz ebenso in sämtlichen Viten und geht offenbar auf grundsätzliche Anschauungen zurück. Schwerlich wird man, wie Hauck (S. 47) es tut, diese einseitige Schilderung Gerhards ohne weiteres für dessen und die allgemeine Auffassung von Ulrich halten dürfen.

Dem Zweck der Vita entspricht es auch, wenn Gerhard eine möglichst große Zahl von Wundern Ulrichs zu sammeln sich bemüht. Ulrich hat ein halbes Jahrhundert lang regiert, und die Vita ist erst etwa 15 Jahre nach seinem Tod geschrieben; da ist es, wie die Dinge nun einmal lagen, nicht auffällig, daß sich wohl schon zu seinen Lebzeiten allerlei Wundergeschichten über ihn verbreiteten: die Legende bemächtigte sich seiner. Erfindung von Wundern ist Gerhard nicht zuzutrauen: er macht durchaus den Eindruck der Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit. So wenn er über Ulrichs Jugend mit kurzen Worten hinweggeht, weil er offenbar über die Zeit, die vor der Erhebung zum Bischof lag, nur sehr wenig Tatsächliches weiß und doch zu gewissenhaft ist, zu den üblichen Phrasen zu greifen. Daß er auch aus der ersten Hälfte von Ulrichs Regierung (924—953) nur wenig mitzuteilen weiß, verdeckt er sehr geschickt durch eine hier eingelegte breite Schilderung seiner Art der Amtsführung. Bezeichnend für Gerhards Gewissenhaftigkeit ist ein kleiner Zug. Bei der Schilderung von Ulrichs Lebensgewohnheiten setzt er jedesmal vorsichtig hinzu: Abweichungen von der Regel seien wohl vorgekommen, aber nur aus besonderen Gründen. So sagt er (S. 390), nie sei ein Gast hungrig vom Tisch des Bischofs aufgestanden, außer etwa gegen seinen Willen durch Verschulden der Dienerschaft. Er erschrickt förmlich vor seiner eigenen gar zu apodiktischen Behauptung.

Die eben erwähnte breite Schilderung von Ulrichs Lebensweise (Kap. 3ff.) bemüht sich sichtlich einen umfassenden Beweis zu liefern, wie eifrig der Bischof allen seinen Pflichten nachkommt. In vielen Dingen lebt er völlig wie ein Mönch, obwohl er doch keiner war; er trägt ein rauhes Gewand auf bloßer Haut, schläft auf hartem Lager und hält die Vigilien ein (3, S. 390). Seine Andachtübungen, seine Sorge für Arme und Kranke werden ganz in der üblichen Weise geschildert. Seiner Kleriker nimmt er sich väterlich an, ohne Rücksicht auf vornehme oder geringe Abkunft; bei den Laien steht er in hohem Ansehen, weil sie wissen, daß sie sich auf sein Wort verlassen können; seinen Hörigen ist er ein wohlwollender, streng rechtlicher Herr, der keine ungerechten Bedrückungen der Bauern duldet: stets hat er ein williges Ohr für sie (3). Im folgenden wird dann sein praktischer Sinn, der sich immer etwas Nützliches zu schaffen macht, eingehend geschildert. Wenn weiterhin (4, S. 391f.) sehr genau und ausführlich beschrieben wird, wie Ulrich die 40tägige Fastenzeit vor Ostern und mit welcher Pracht und welch heiligem Eifer er Ostern selber feiert, so macht der Zweck der Schrift ohne weiteres klar, warum Gerhard gerade dabei so lange verweilt. Ganz ebenso verhält es sich mit der nun folgenden eingehenden Schilderung von Ulrichs Verfahren auf seinen Inspektionsreisen (Kap. 5ff.). Hier kommt es Gerhard darauf an, nachzuweisen, wie genau sich Ulrich dabei an die in den Kanones niedergelegten Anweisungen für die Bischöfe hielt. So gibt er beispielsweise genau an, wie Ulrich nach Erledigung der Angelegenheiten, die mit dem ganzen Volk zu verhandeln sind, Kapitel mit den Pfarrern der zu besichtigenden Gegend abhält und welche Fragen er ihnen vorlegt, um sich zu vergewissern, wie sie ihren Pflichten nachkommen; die hier wörtlich angeführten Fragen finden sich fast sämtliche in dem Schema für eine derartige Untersuchung, das Regino von Prüm seiner Kanonessammlung[1]) vorausschickt. Ebenso stimmt Gerhards Angabe, Ulrich habe für die Weihung einer Kirche kein Geschenk gefordert, wohl aber ein freiwillig angebotenes angenommen, wörtlich überein mit der Bestimmung (bei Regino I, 23): episcopus non quasi ex debito munus aliquod a fundatore requirat, sed si ipse quidem aliquid ex suo voto obtulerit, non respuatur. Und wenn er (Kap. 7) eine neue Kirche erst dann einweiht, wenn er die Schenkung durch Zeugen gesichert hat, so entspricht auch das einer Forderung der Kanones (Regino I, 23). Es ist durchaus kein

1) ed. Wasserschleben, Leipzig 1840. Vgl. insbesondere Nr. 18, 25, 26.

Grund an der Wahrheitstreue dieser Berichte zu zweifeln; aber die ganze Art und Weise der Darstellung, mit den sehr deutlichen Anklängen an die Vorschriften der Kanones, ist offenkundig auf Rom gemünzt.

Die nun folgende Erzählung, wie Ulrich in dem Aufstand Ludolfs (953) treu zu Otto hält und für ihn am Kampf sich beteiligt, hätte 80 Jahre später in einem Werk mit derartiger Tendenz nicht mehr stehen dürfen; damals aber war ja noch eitel Friede und Eintracht zwischen Papst und Kaiser. Es ist übrigens hübsch geschildert, wie sich hier Ulrich plötzlich verwandelt: eben noch war erzählt, wie er seine Inspektionsreisen unter Gebeten zu Wagen zurücklegt; jetzt aber schwingt er sich aufs Pferd, dem König zu Hilfe zu eilen (omisso vehiculo carpenti equitando in servicium regis . . venit, Kap. 10, S. 399). Nun stiftet Ulrich Frieden zwischen Otto und Ludolf: durae amborum mentes . . in molliciam versae, meint Gerhard, und charakterisiert die beiden damit in aller Kürze nicht übel. Leider sind derartige charakterisierenden Bemerkungen oder gar eigentliche Charakteristiken bei ihm sehr selten; auch von Ulrich selber gibt Gerhard keine zusammenfassende Würdigung seiner Eigenschaften, sondern beschränkt sich auf Erzählung und Schilderung. So ist denn auch der Höhepunkt des ganzen Werkes die bekannte, lebensvolle Schilderung von Ulrichs Verhalten während der Belagerung Augsburgs durch die Ungarn (Kap. 12, S. 401).

Je mehr wir uns nun der letzten Lebenszeit des greisen Bischofs nähern, desto mehr zeugt Gerhards Schilderung von warmer innerer Anteilnahme und treuer, feinsinniger Beobachtung. So wenn er (Kap. 26, S. 411) berichtet, wie Ulrich auf einer Amtsreise den Tod seines Neffen Adalbero und den Kaiser Ottos I. erfährt, und hinzufügt: Ulrich habe den Schmerz über diesen Verlust erst daheim nach seiner Rückkehr recht empfunden, wo er in der Ruhe und Einsamkeit sich mehr seinen Gedanken überlassen konnte. Die Erzählung von den letzten Lebenstagen Ulrichs ist in ihrer Schlichtheit, die sich von salbungsvollem Pathos völlig freihält, geradezu ergreifend. Gerhard weiß hier besonders genau Bescheid, weil er viel um ihn war (S. 411); so teilt er denn auch mehrere Gespräche mit dem Bischof wie auch einzelne Äußerungen Ulrichs aus dieser letzten Zeit mit; sie tragen durchaus den Stempel der Wahrheitstreue. Mit erlöschender Kraft sucht Ulrich trotzdem noch die strenge Ordensregel zu befolgen, die es verbietet, tagsüber sich aufs Bett zu legen: super sedile suum calciatus consedit et interdum se super pulvillum in dexteram partem reclinavit, interdum ad sinistram, et

interdum sedens ad dorsum super posteriora sedilis in quo sedebat reclinavit (Kap. 26, S. 411). Das ist so lebenswahr wie nur möglich geschildert; es gibt keinen stärkeren Beweis für die Macht des mönchischen Ideals als diese einfache Erzählung. So erwartete er, fährt Gerhard fort, seine Todesstunde, et interdum in spiritu plurima videbat. So erwacht er einst quasi de gravi somno und sagt nun zu seiner Umgebung: heu heu! quod illum nepotem meum Adalberonem umquam vidi, quia pro eo, quod ei consentiebam secundum desiderium suum[1]), nolunt me inpunitum in suum recipere consortium. Es ist sehr bezeichnend für die Treue von Gerhards Aufzeichnungen, wie der alte Mann hier nur den Schluß einer längeren Gedankenreihe laut ausspricht: Vergangenheit und Zukunft reichen sich in seinen Gesichten die Hand. Und ebenso untypisch ist Gerhards Erzählung (Kap. 27, S. 413), wie Ulrich infolge eines derartigen Traumgesichtes seinen Tod an einem bestimmten Tag erwartet, ohne daß dann irgend etwas geschieht. Der typische Heilige weiß die genaue Stunde seines Todes zum voraus! Ulrich hat sich auf den Tod gefreut und ist nun enttäuscht; Gerhard muß ihn erst durch den Hinweis auf ähnliche Fälle trösten. Dieser schildert dann des Sterbenden bis zum letzten Augenblick sich gleichbleibende Milde und Güte.

Mehr als alles Pathos es vermöchte, zeugt Gerhards einfache Erzählung von der Verehrung, die Ulrich bei den Seinen genoß; und sie macht es auch begreiflich, wie er sich diese Verehrung erwarb. Für den Zweck der Schrift ist diese ganze ausführliche Schilderung von Ulrichs letzter Lebenszeit durchaus unwesentlich; wenn Gerhard sie einfügt, so tut er das offenbar noch ganz unter dem Eindruck der großen Persönlichkeit des Verstorbenen. So ist die Persönlichkeit dem Verfasser die Hauptsache selbst hier, wo Typisierung noch am ehesten anzunehmen und mit dem Zweck zu entschuldigen wäre.

Vita S. Adalberti antiquior. Brunonis Vita S. Adalberti.

Bischof Adalbert von Prag (geb. um 956) starb 997 den Märtyrertod. Schon zwei Jahre darauf wurde im Alexiuskloster in Rom, wo er sich lange Zeit aufgehalten hatte, sein Leben[2]) verfaßt, möglicherweise von dem damaligen Abt Canaparius. Ein vornehmer Sachse, Bruno,

1) Er hatte diesen Adalbero schon zu seinen Lebzeiten zu seinem Nachfolger machen wollen, war aber damit auf allgemeinen Widerspruch gestoßen. Hauck, K. G. III, 51. 2) M. G. IV, 581—595.

der in Adalbert einen Freund und ein leuchtendes Vorbild verehrte, war mit dieser Arbeit nicht zufrieden, und schrieb auf deren Grund eine neue[1]), voll warmen Mitgefühls und ehrlicher Begeisterung. Es ist lehrreich, beide Werke miteinander zu vergleichen.

Gegenüber Brunos Pathos schreibt Canaparius (einmal angenommen, daß er wirklich der Verfasser ist) nüchtern und prosaisch. Drum ist eben auch Bruno mit dem Herzen beteiligt, Canaparius dagegen schreibt nicht aus eigenem Antrieb, sondern im Auftrag von Otto III., Adalberts kaiserlichem Freund.[2]) Seine Kenntnis des Stoffes und der Persönlichkeit hat er teils aus eigenem Erleben (eben für die Zeit jenes Aufenthalts in Rom), teils aus Mitteilungen Adalberts selber oder der ihm Nahestehenden. Immerhin ist es für ihn ein großer Nachteil, daß er fern von Adalberts Heimat und Wirkungsgebiet schreibt; es ist leicht zu sehen, wie seine Erzählung lebendiger wird mit dem Augenblick, wo Adalbert italienischen Boden betritt. Was er tatsächlich weiß, gibt er getreulich wieder, so auch manche individuellen Züge; wo ihn aber seine Hilfsmittel im Stich lassen, da ergänzt auch er gelegentlich die Lücken willkürlich und schematisch. Und hier wird er dann mehrfach von Bruno energisch korrigiert.

So gleich im ersten Kapitel, wo er von Adalberts Eltern eine völlig idealisierende Schilderung entwirft, ganz im Ton der Heiligenlegenden ihre Tugenden preisend. Bei Bruno werden auch die Schatten nicht verschwiegen (Kap. 1); vom Vater heißt es: cum esset dominus terrae, fuit tamen mediocris homo, oracio rara, set habitaverat secum misericordia bona; neglecta castitas, et pauperum cura larga. Und auch von der Mutter bemerkt er: dum zelat zelo castitatis, dum fit familiarius famula oracionis, dat viro occasionem peccandi. So macht sich gleich hier Brunos genauere Sachkenntnis geltend; was wird wohl der römische Mönch tatsächlich über die Persönlichkeit von Adalberts Eltern gewußt haben?

Ganz ähnlich steht es mit der Schilderung von Adalberts Verhalten auf der Domschule in Magdeburg. Auch darüber weiß Canaparius offenbar nichts Positives, was ja weiter nicht verwunderlich ist; da aber eine derartige Schilderung nun einmal zum Schema gehört, so erfindet er sie eben einfach, nach bewährten Mustern. Nach ihm ist Adalbert schon hier ganz der Heilige, der nichts Höheres kennt als Ge-

1) M. G. IV, 596—612. Vgl. Wattenbach I, 388ff.

2) Vgl. das Vorwort des Herausgebers S. 575, Anm. 21.

bet und Andacht (Kap. 4, S. 582f.). Auch die im folgenden Kapitel (5) erzählte ziemlich alberne Geschichte[1]), die Adalberts sancta simplicitas zeigen soll, beruht ganz auf dieser Anschauung, zu der aber Brunos Darstellung gar nicht paßt; der hat die Geschichte denn auch gar nicht aufgenommen. Bei ihm erscheint Adalbert überhaupt in einem andern Lichte, als ein zwar sehr begabter, aber durchaus nicht übermäßig heiliger Schüler (Kap. 5, S. 597): adest puero divina gratia, et currunt divite vena ingenium, sensus et racio. hoc autem asserunt[2]) mirabile in eo, daß er sich oft vom Unterricht zum Spiel davongeschlichen und nachher doch seine Aufgabe gekonnt habe. Auch ist davon die Rede, daß er Prügel bekommen habe. Schon vorher (Kap. 3, S. 596) erzählt Bruno, die Schule habe anfangs dem jungen Adalbert so wenig behagt, daß er mehrmals seinem Lehrer davongelaufen sei; sein Vater habe ihn dann hart gezüchtigt und wieder zurückgebracht.

Auch für die nun folgende Zeit nach der Entlassung aus der Domschule schildert Bruno Adalbert durchaus nicht als frommen Asketen, wie Canaparius, sondern als junges Herrchen in fröhlichen Flegeljahren (Kap. 6, S. 597): tum adeo lascivus erat, ut homo incubat terrenis deliciis, vacat puerilibus iocis; quaerens cibum et potum, ut pecus curvat vultum, nescit cernere coelum. Da gibt der schwere Tod des Bischofs von Prag, bei dem er zugegen ist und der ihm die verzweifelnde Reue über ein verfehltes Leben ergreifend vor Augen führt, seinen bisher recht weltlichen Gedanken eine ganz neue Richtung (Kap. 7, S. 597): quem (Ad.), ut ipse post abbati in monasterio dixit, visionis illius magnus horror invasit, et ad primam salutem direxit. Von dieser tieferen Auffassung[3]) des Erlebnisses und seiner Folgen findet sich naturgemäß bei Canaparius nichts: für ihn ist ja Adalbert schon vorher ein frommer Mann und hat eine solche Wandlung gar nicht nötig. Daher spricht er (Kap. 6) nur von dem augenblicklichen Eindruck auf Adalbert. Es ist auch bezeichnend für ihn, daß er die Selbstanklagen des sterbenden Bischofs in langer Rede seinem Werk einfügt, natürlich ganz eigenes Fabrikat.

1) Schon dadurch verdächtig, daß sie sich Adalbert offenbar wesentlich jünger denkt, als er damals sein konnte.

2) Dieses asserunt und ein folgendes dicitur lassen die Angabe der Magdeburger Chronik, Bruno sei Adalberts Mitschüler gewesen, doch sehr zweifelhaft erscheinen. Auch erwähnt er selber gar nichts davon.

3) Die ältere Fassung Brunos hat (Kap. 11, S. 599) noch eine lange Betrachtung über diese Sinneswandlung Adalberts. Vgl. ebenda (zu Kap. 17, S. 603 Anm.) die dort erzählte bezeichnende Geschichte.

Im Jahr 983 wird Adalbert zum Bischof von Prag gewählt und von Otto II. bestätigt. Canaparius gibt bei dieser Gelegenheit eine kurze Charakteristik des Kaisers (Kap. 8, S. 584): Otto secundus, cui fuit manus in praelio fortis, in parvo corpore maxima virtus; augustus melior bono patre, et ut fama meminit, per omnia cesar christianissimus. Das sagt sehr wenig, und ist in der Hauptsache nur eine Verbeugung für Ottos II. Sohn, Otto III., den Auftraggeber des Verfassers. Derartige Rücksichten braucht Bruno nicht zu nehmen; er arbeitet daher auch diese Charakteristik gründlich um (Kap. 9, S. 598): Otto secundus, qui tum loco patris rapidis cruribus montem imperii scandit, set non dextro omine, nec vivo maturove sapienciae signo rem publicam rexit; et dum omne quod vult regem oportere sequi, non bene, putat, collectum orbem amisit, et quam terror patris peperit, pacem interfecit. Und diesem Urteil, das mehr Ottos Politik gilt, läßt er dann (Kap. 10, S. 599) noch eine kurze Schilderung seiner Persönlichkeit folgen: erat in eo, ut accepimus, vivida virtus, fervida et effrena iuventus, manus prompta bello, set raro umquam cum consilio. multa bona fecit, set aetas lubrica errare fecit, et plura praecipitacione peccavit. Beide Stellen zusammengenommen ergeben in ihrer Treffsicherheit und unparteiischen Abwägung des Urteils eine politische Charakteristik, wie sich in der ganzen Literatur dieser Zeit nur sehr wenige finden. Hauck, der Meister feinsinniger Charakteristik, hat sich denn auch in seiner Schilderung Ottos II. (K. G. III, 240f.) dieser Beurteilung angeschlossen und beruft sich ausdrücklich auf sie.

Der neue Bischof zieht nun in Prag ein. Canaparius schildert salbungsvoll, wie er die Reise dorthin auf einem schmucklosen Pferd zurücklegt, das er nur mit einem Strick lenkt, und wie er beim Eintritt in die Stadt selber absteigt und nun barfuß seinen Einzug hält, humili et contrito corde (Kap. 8, S. 584). Bruno streicht diese ganze schöne Schilderung, offenbar weil er sie nicht für wahrheitsgetreu hielt. In der Tat erinnert ja das Ganze ziemlich stark an den Legendenstil; es wäre nicht unmöglich, daß Canaparius hier wieder nach eigenem Gutdünken ausgeschmückt hätte. Dagegen schließt sich Bruno der bei Canaparius nun folgenden Schilderung von Adalberts frommem Lebenswandel und eifriger Tätigkeit im wesentlichen an, ein Beweis, daß er sie für treu hält.

Aber alles Bemühen ist bei dem unfrommen Volke vergeblich: verzweifelnd verläßt Adalbert schließlich sein Bistum, um eine Wallfahrt

nach Jerusalem anzutreten. So kommt er nach Italien, in den Gesichtskreis des Canaparius, und mit diesem Augenblick wird dessen Erzählung viel plastischer. Das beweist die folgende Geschichte, die nur er erzählt (Kap. 15, S. 587). Wie Adalbert nach Monte Casino kommt, will er dort als Mönch bleiben. Die Mönche stimmen freudig bei und einer meint ganz naiv, da könne er ihre neuen Kirchen weihen, er sei ja Bischof. quo audito ille heros iam dudum intra se turbatus, haec ira dictante reddidit: utrum me hominem vel asinum putatis, ut cum amota filiorum cura episcopus esse desisterem, nunc sub nomine episcopi vestras domus consecrarem? und verläßt sofort das Kloster. Auch die weitere Erzählung, wie der verzweifelnde Adalbert den heiligen Nilus aufsucht, ihn um Rat und Trost zu bitten, zeigt uns einen armen, im Innersten erschütterten (turbatus!) Menschen, nicht mehr einen Heiligen. Adalbert wird nun in das Alexiuskloster in Rom aufgenommen (990) und sucht seinem gequälten Herzen durch offene Aussprache Erleichterung zu verschaffen: in cogitationibus suis ad humilem confessionem semper confugiens quassatae mentis archana spiritalibus viris pandere non cessavit (Canap. Kap. 17, S. 588). Auffallend ist, daß Canaparius aus dieser Zeit schon allerlei wunderbare Vorgänge zu erzählen weiß; hat der kurze Zeitraum von nicht einmal zehn Jahren, der seitdem verflossen war, schon eine Legendenbildung keimen lassen? Es scheint fast so. Bruno streicht alles das und schildert nur Adalberts eifrige Bußübungen (Kap. 14, S. 602).

Auf Befehl des Papstes muß Adalbert nun wieder nach Prag zurückkehren. Aber bald kommt es zu neuen Reibungen. Canaparius erzählt (Kap. 19, S. 589), wie einst eine Ehebrecherin vor ihren Verfolgern beim Bischof Zuflucht sucht: er verbirgt sie in der Kirche und läßt sich kaum davon abbringen, sich selber als Schuldigen anzugeben, um sie zu retten. Auch hier korrigiert Bruno wieder stillschweigend, indem er diesen letzten Zug einfach wegläßt; wahrscheinlich ist er erst auf dem Weg von Prag nach Rom hinzugekommen, als ein bekanntes Legendenmotiv.[1]) Nach Canaparius tritt Adalbert der wütenden Menge kühn entgegen, totus ardore martyrii flagrans (S. 590): Bruno läßt mit vielmehr innerer Wahrheit Todesfreude und Todesfurcht in seiner Seele miteinander streiten (Kap. 16, S. 603). Auch hier also zeigt Canaparius die „typische", Bruno die treuere Darstellung: wir sind wieder in Deutschland, fern von Rom!

1) Wie Zoepf, Heiligenleben S. 105 mit Recht bemerkt.

So machen die Böhmen abermals alle Bemühungen Adalberts zuschanden. Abermals flieht er nach Rom, cogitans, quod nec illis nec sibi cassus labor profuisset, animae vero suae talis stacio obesset, sagt Bruno (Kap. 16, S. 603) in Übereinstimmung mit Canaparius, der schon beim erstenmal (Kap. 12, S. 586) bemerkt: vidit . . plus . obesse sibi quam populo prodesse. Und wiederum findet er im Alexiuskloster Aufnahme und übt sich nun in Selbstdemütigungen. Die ältere Vita bemerkt dazu (Kap. 20, S. 590): dicunt autem abba et fratres eius de eo, quia in omni virtute ad unguem perfectus est, et extra martyrium vere sanctus erat. Von diesen banalen Wendungen übernimmt Bruno kein Wort, dafür schildert er aber kurz die Gesellschaft hervorragender Männer, in der Adalbert Trost und Ruhe findet (Kap. 16, S. 603), während Canaparius bezeichnenderweise kein Wort davon sagt. Auch diese Milieuschilderung, die an die Vita des Johannes von Gorze erinnert, zeugt von Brunos viel tieferem historischen Sinn.

Aber nun fordert Erzbischof Willigis von Mainz energisch Adalberts Rückkehr in seine verlassene Diözese. Adalbert erwidert nach Brunos Bericht (Kap. 18, S. 604): hostis meae quieti invidet, qui vos suo stimulo instigat, ut eo me redire compellatis, ubi animarum fructum non faciam, detrimenta autem mea in anima sumam. Canaparius sagt mit viel weniger tiefer Auffassung nur, Adalbert habe das Kloster ungern verlassen, weil ja in Prag doch nichts zu erreichen sei. Daher bittet er, wenn seine Bemühungen in Prag abermals vergeblich seien, unter den Heiden das Evangelium verkünden zu dürfen. Er verläßt Rom, nach Bruno (Kap. 18, S. 605) moleste ferens ruptam quietem, set habens de albo martyrio spem vivam. So tritt bei Bruno der Zusammenhang: weil Adalbert im Leben nun doch einmal keine Ruhe finden darf, so ersehnt er sich den Tod, viel klarer heraus als bei Canaparius, der dieses Martyrium nur als letzte Stufe zur Krönung als Heiliger ansieht.

Die vielen Ausrufe, mit denen von nun ab Bruno alle Phasen des Endes seines Helden begleitet, sind sicher nicht bloß rhetorische Floskeln, sondern sie zeigen die aufs höchste gesteigerte Anteilnahme des Verfassers am Geschick seines Helden. In ihm glüht eben die gleiche brennende Sehnsucht nach dem Martyrium; bei Canaparius dagegen ist die Schilderung viel nüchterner. Und trotzdem ist Bruno auch jetzt der größere Realist; bei der Erzählung von Adalberts Gefangennahme durch die Heiden fügt er hinzu (Kap. 30): nec minus (als seine Ge-

nossen) qui semper hoc spectaculum omnibus votis desideriisque quaesivit accensus, nunc magnus Adalbertus timet; quasi homo amarae mortis gustum exhorret, ultra quam solet consternata mens ignavia laborat. Bei Canaparius kein Wort von diesem menschlich so begreiflichen Seelenzustand angesichts des Todes.

So zeigt sich die Verschiedenheit der beiden Verfasser vom ersten bis zum letzten Wort immer wieder. Canaparius gibt eine Lobschrift mit der Tendenz, Adalbert als vollkommenen Menschen darzustellen, als wahren Heiligen; dabei fällt er freilich mehrmals etwas aus der Rolle, eben da, wo er die Ereignisse aus eigener Anschauung kennt, nämlich soweit sie in Italien spielen. In dieser ganzen Tendenz macht ihm Bruno scharfe Opposition; er will ein wahrheitsgetreues, ungeschminktes Lebensbild seines Helden geben, dessen ganzes Wesen er weit besser verstanden hat als Canaparius, weil er eben gleichen Geistes war. So gehört sein Werk zu denjenigen, die von einer laudatio im eigentlichen Sinn am weitesten entfernt sind.

Vita Adalberonis II ep. Mettensis.

Das Leben dieses 1005 verstorbenen Bischofs[1]) hat einer seiner nächsten Vertrauten, Abt Konstantin von St. Symphorian in Metz, etwa sieben Jahre nach seinem Tod verfaßt, in aufrichtiger Verehrung für den Verstorbenen, dem er seine Erhebung zum Abt (1004) verdankt und der sich um das Kloster viele Verdienste erworben hatte. St. Symphorian war eine Gründung Adalberos; Konstantin schreibt also hier für seine Mönche die Vita des Klostergründers. Dementsprechend strebt er seinen Helden möglichst zu idealisieren; die zusammenfassende Charakteristik, die er Kap. 22 (S. 666) von Adalbero gibt, ist nur die übliche Zusammenstellung der üblichen Tugenden, und mehrfach nimmt er ihn eifrig gegen ungerechtfertigten Tadel in Schutz. So wendet er sich (Kap. 20, S. 665) energisch gegen die, qui beati viri innocentiam et pietatem in stultitiam et stoliditatem vertebant; und mit noch größerer Entrüstung weist er (Kap. 6, S. 661) den Spott „der Juden" zurück, Adalbero sei vini potator gewesen.

Andrerseits ist Konstantin aber doch ehrlich genug, seinen Helden nicht mit Gewalt zum vollendeten Heiligen stempeln zu wollen. Dafür ist schon bezeichnend, daß er keinerlei Wunder von ihm erzählt. Auch dichtet er ihm keine Eigenschaften an, die jener offenbar nicht

1) M. G. IV, 658—672.

gehabt hat[1]); er denkt nicht daran, einen für seine Mönche vorbildlichen Asketen aus ihm machen zu wollen, sondern nennt ihn gelegentlich (Kap. 29, S. 669) einen Mann, cui parcitas victus et cyborum semper contraria extitit, liberalitas et affluentia ab ineunte aetate amica et familiaris. So erzählt er auch ruhig, wie ihn der Tod nach einer beim Mahle verbrachten Nacht ereilt. Konstantins Ehrlichkeit zeigt sich auch darin, daß er über Adalberos Jugendzeit, von der er offenbar so gut wie gar nichts wußte, mit kurzen Worten hinweggeht.

Als Haupteigenschaft Adalberos wird immer wieder hervorgehoben seine Gutmütigkeit und Weichheit (humilitas; affabilitas). Das ist hier nicht etwa „typische" Phrase. Mehrfach (Kap. 5, S. 660; Kap. 14, S. 663) erwähnt Konstantin, man habe dem Bischof oft zum Vorwurf gemacht, er sei gar zu wenig selbstbewußt (nimis deiectus). Gelegentlich (Kap. 5, S. 660) läßt er Adalbero von sich selber sagen, es sei ihm unmöglich zornig zu werden, sogar Übeltätern gegenüber; ihm sei unverständlich, wie man in den Fehler des Jähzorns verfallen könne. Es paßt zu diesen Äußerungen und klingt daher wahrheitsgetreu, wenn Konstantin sagt (Kap. 11, S. 661), die Tränen seien ihm sehr leicht gekommen (fletibus, quibus supra mortales abundabat . .). Auch die offenbar glaubwürdige Erzählung, wie Adalbero bei einer furchtbaren Seuche sich um die Kranken bemüht (Kap. 14), ist ein Beweis für des Bischofs Gutherzigkeit.

Eine gute Ergänzung für diese Charakterisierung bieten die Angaben über die körperlichen Verhältnisse des Bischofs. Er ist körperlich kein Held: et nobilitate carnis et natura supra mortales cunctos tener et delicatus erat et ad perferenda quae dura sunt omnino imbecillis, sagt Konstantin (Kap. 22, S. 666) ausdrücklich in der zusammenfassenden Charakteristik und weist auch sonst darauf hin (Kap. 11, S. 661). Es ist bezeichnend für den vornehmen, verwöhnten Herrn, daß er statt dem Kaiser Heeresfolge zu leisten, lieber Geld zahlt, und insbesondere wie er das begründet (Kap. 25, S. 667): iustius leviusque iudicans minora tradere et pauca mittere quam ipse delicatus et nobilis expeditioni sese committens et queque ardua itinera aggrediens plus suae viae sumptu quam regalis famulatus expensa . . praegravaret.

So ist die Persönlichkeit des Bischofs einheitlich und individuell erfaßt. Es ist sehr zu bemerken, daß gerade diese Vita die einzige von

1) Schwerlich ist es Zufall, daß er fast nur moralische, nicht aber intellektuelle Vorzüge an ihm rühmt.

allen hier besprochenen ist, die auch die leibliche Erscheinung des Helden einer besonderen Schilderung würdigt (Kap. 10, S. 661); auch dies ein Beweis für untypische Auffassung. Andres, was Konstantin auch berichtet, klingt eher „typisch“: seine Bevorzugung des Umgangs mit Mönchen, seine Selbstkasteiung. Aber wir haben nicht den geringsten Grund, an der Wahrheit auch dieser Berichte zu zweifeln; Adalbero war eben nicht umsonst im Kloster Gorze aufgewachsen, und es ist bezeichnend für ihn, daß er jedes Jahr über die Fastenzeit dort weilte (Kap. 22, S. 665): ein neuer unverdächtiger Beleg für die Macht des asketischen Ideals, wenn selbst ein Mann, der so wenig für die Askese geeignet war, in diese Strömung geriet.

Vita Bernwardi ep. Hildesheimensis.

Diese Vita[1]) nimmt insofern eine Sonderstellung ein, als sie noch zu Lebzeiten ihres Helden († 1022) begonnen worden ist; der Verfasser, Thangmar, war Bernwards Lehrer und später vertrauter Freund, kennt also fast sein ganzes Leben aus nächster Nähe. Günstiger können die Verhältnisse für einen Biographen kaum liegen.

Thangmar geht denn auch nach wenigen einleitenden Worten sofort zur Darstellung der Zeit über, wo er selber die Erziehung des jungen Bernward übernommen hatte: er spricht ruhig in der ersten Person von sich selber, so daß dieses erste Kapitel ganz den Charakter von Memoiren hat. Trotzdem sind es in der Hauptsache nur die in fast allen derartigen Jugendgeschichten üblichen Eigenschaften der Frühreife und des Lerneifers, die er von seinem Schüler zu erzählen weiß. Aber diesen Eifer hat Bernward dann sein Leben lang gezeigt, und von seiner tatsächlichen Frühreife zeugt seine frühe Erhebung zum Bischof. Das spricht doch für die Richtigkeit dieser scheinbar so konventionellen Schilderung. Durchaus individuell ist jedenfalls, was Thangmar über seines Schülers Neigung und Begabung zu kunstgewerblichen und andern Handarbeiten berichtet (Kap. 6): in scribendo adprime enituit, picturam etiam limate exercuit, fabrili quoque scientia et arte clusoria omnique structura mirifice excelluit. Auch diese Neigungen hat er im späteren Leben weiter gepflegt, und hat sich nie gescheut selber mit Hand anzulegen. Dazu paßt es trefflich, wenn Thangmar schon von dem Jüngling sagt (Kap. 1): in negociis domesticis et ad usum rei familiaris pertinentibus vivacissimus executor. — Er pflegt nun zunächst

1) M. G. IV, 754—782. Wattenbach I, 383f.

seinen Großvater treu und hingebend bis zu dessen Tod (Kap. 2), dann wird ihm die Erziehung des jungen Otto III. anvertraut; während alle andern diesen verwöhnen und verziehen, solus tanta arte institit, ut a non faciendis metu illum prohiberet et tamen plenissimo affectu eius animum sibi colligaret. Auch dies wird durch die Tatsachen bestätigt.

Es folgt nun (Kap. 5) Bernwards Erhebung zum Bischof, und hier schiebt Thangmar eine ausführliche Schilderung seiner mores ein, die in der üblichen Weise seine Tugenden und sein musterhaftes Leben preist; vor allem seine continentia, die Mäßigkeit in allen Dingen, seinen Eifer in frommen Übungen; sehr eingehend wird erzählt, wie ein Tag aus dem Leben des Bischofs in getreuer Pflichterfüllung verläuft. Alles, was hier von ihm erzählt wird, entspricht genau den Vorschriften der Kanones; der Bischof hielt sich offenbar streng an seine Vorschriften. Daher dann auch der Eindruck des Typischen in derartigen Schilderungen! Durchaus individuell dagegen klingt, was (Kap. 6) von Bernwards Sorge für Kunst und Wissenschaft gesagt wird: cunctos sibi adhaerentes ad huiusmodi negocium, ut ita dicam, ultra vires impellebat, nec aliquid artis erat, quod non attemptaret, etiam si ad unguem pertingere non valeret, fügt Thangmar ehrlich hinzu. Er schildert dann des Bischofs eifriges Suchen nach guten Vorbildern für die verschiedensten Arten kunstvoller Arbeiten, und wie er sich tüchtige Schüler heranzuziehen trachtet. Schwierige Künste wie die Mosaikarbeit lernt er gar nullo monstrante. So gibt dieser Abschnitt ein sehr lebendiges Bild von Bernwards künstlerischen Bestrebungen.

Es folgt nun die Darstellung des Streites mit Erzbischof Willigis wegen Gandersheims, die einen unverhältnismäßig breiten Raum einnimmt; und wenn Thangmar selber sagt, er erzähle ihn, ne similis controversia de ipsa Gandenesheimensi aecclesia postmodum valeat oboriri, so haben wir hier ganz deutlich ein Beispiel dafür, welch praktische Zwecke solche Viten oft verfolgten, die mit dem eigentlichen Zweck der Biographie sehr wenig zu tun haben.[1]) Die ganze Darstellung Thangmars ist durchaus einseitig, insbesondere auch in der Zeichnung der Gegner, die Bernwards Demut nur mit grober Gewalttätigkeit beantworten (Kap. 12ff.). Dabei bemüht sich Thangmar besonders, Bernwards Friedensliebe immer wieder hervorzuheben (Kap. 19; 23; 24).

Es ist von unsrem Standpunkt aus sehr zu bedauern, daß für diese zweite Hälfte der Vita das persönliche Interesse so sehr in den Hinter-

1) Zoepf, Heiligenleben S. 12ff.

grund gedrängt wird von dem sachlichen[1]), daß der Charakter der Vita fast völlig verloren geht. Wenn man über die eigentliche Vita urteilen will, muß man diesen zweiten Teil unberücksichtigt lassen, denn er ist aus politischer Tendenz heraus geschrieben[2]), und mit dem übrigen kaum zusammengearbeitet. Erst ganz am Schluß (Kap. 54, S. 781) gibt Thangmar nochmals eine ganz kurze Würdigung der Persönlichkeit des eben verstorbenen Bischofs: mirum in modum vir iste omnibus omnia factus, inter divites et pauperes, elatos et humiles, auctorabili quadam modestia medius incedebat. Gleichmäßige Ruhe ist ihm überhaupt der Grundzug von Bernwards Wesen; schon in seiner ausführlichen Schilderung der mores (Kap. 5) hat er diese Eigenschaft vorangestellt: modum in cunctis agendis praecipue amplectens iuxta illud viri sapientis: ne quid nimis . .; und wie Bernward nach längerem (übrigens hübsch geschildertem) Zusammensein mit seinem Schüler Otto III. wieder nach Deutschland abreist, läßt Thangmar den einstigen Lehrer dem jungen Kaiser allerlei väterliche Ermahnungen geben, ante omnia, ne quid nimium pertinaciter intentet (Kap. 27). Die ganze Erzählung ist derart, daß man ihr die Erfindung ohne weiteres ansieht; Thangmar läßt Bernward gerade die Tugenden predigen, die er als dessen eigene Grundcharakterzüge wahrzunehmen glaubt. Und die ganze Vita erweckt den Eindruck, daß Thangmar hier richtig gesehen hat.

Es wurde schon oben darauf hingewiesen, daß Thangmar Bernward durchaus als den Normalbischof schildert. Der scheint er nun tatsächlich gewesen zu sein. Hauck (K. G. III, 399) kennzeichnet ihn so: „Ein Mann voll treuer Hingebung an die geistliche Seite seines Amts und peinlich gewissenhaft in der Beobachtung seiner Berufspflichten, dazu ein Freund und Förderer des Mönchtums, hatte er zugleich ein offenes Auge für die großen Kulturaufgaben der Kirche. . . Nicht nur, daß er selbst den Pinsel und das Schreibrohr zu führen, den Meißel und die Feile zu handhaben verstand, er sammelte eine Schar von Mitarbeitern um sich, die seine Gedanken ausführten. . . Dieser Freund der Bücher und Bilder aber bewährte sich nicht minder im praktischen Leben" usw. Das stimmt fast genau mit Thangmars Charakteristik

1) Es legt den Gedanken Dieterichs sehr nahe, daß dieser Teil ursprünglich ein Stück für sich, eine Streitschrift gewesen sei.

2) Das hat wohl auch Hauck bei seiner Beurteilung von Thangmars Werk nicht genügend berücksichtigt (K. G. III, 944); seine eigene Charakteristik Bernwards (S. 399) stimmt mit dem ersten Teil der Vita im wesentlichen überein.

überein: diese ist allem nach nur scheinbar typisch — weil eben Bernward selber die Verkörperung des Typus ist —, in Wirklichkeit aber lebendig und wahrheitsgetreu. Vom inneren Leben ist freilich sehr wenig die Rede; aber auch das braucht nicht Thangmars Schuld zu sein: so wie der ihn schildert, war er eine durchaus in sich gefestigte, ausgeglichene Natur, der alle innere Unruhe fremd war. Was hätte auch ein Adam an diesem klaren Geist viel beobachten können?

Daß Thangmar das Lob reichlich dick aufträgt, braucht nicht wunderzunehmen; ihre Herkunft vom Enkomion verleugnet die Vita nie völlig. Hauck selber gibt zu, daß er wenigstens nichts einfach erdichtet, aber er macht ihm zum Vorwurf, er berichte bloß die halbe Wahrheit, er schildere seinen Helden als ethisch vollkommen, und dadurch zeichne er eine psychologisch unmögliche Persönlichkeit. Dagegen ist zu bemerken, daß, wenn man die Übertreibungen abzieht, noch genug positive Angaben übrigbleiben, die es erlauben, ein immerhin recht mögliches Bild von Bernward zu entwerfen. Bernward muß doch in der Tat besondere Eigenschaften gehabt haben; sonst hätte der doch so schwer lenkbare Otto III. nicht so an ihm gehangen. Ist es zu kühn anzunehmen, daß ihm gerade Bernwards klare Ruhe imponierte, die Eigenschaft, die er selber so wenig besaß? Freilich, Kritik und Tadel fehlt völlig. Aber das ist erstens einmal ein Zug, der fast allen Viten gemeinsam ist, und der sich wiederum aus ihrer Abstammung erklärt; zweitens aber darf man doch nicht vergessen, daß allem Anschein nach dieser erste Teil des Werkes noch zu Lebzeiten Bernwards geschrieben worden ist, und wie hätte sich da der Dekan zum Kritiker seines Bischofs machen dürfen unter dessen Augen! Schließlich hat vielleicht auch die Eitelkeit des Lehrers dazu beigetragen, den Schüler zu idealisieren. Thangmar scheint auch sonst etwas eitel auf seine Taten zu sein: er spricht mehrmals von sich selber und seinen diplomatischen Verdiensten (Kap. 36; auch 34) und ausführlicher als nötig wäre. Nebenbei wieder einmal ein Beweis, daß Literatenselbstbewußtsein nicht erst eine Erfindung der Renaissance ist.

Libellus de Willigisi consuetudinibus.

Diese kleine Schrift[1]) ist zwischen 1018 und 1039 von einem Fulder oder Mainzer Kleriker im Auftrag des Abtes Richard von Fulda verfaßt worden, also nicht lange nach dem 1011 erfolgten Tod des Erz-

1) M. G. XV², S. 742ff. Wattenbach I, 395.

bischofs. Der unbekannte Verfasser ist ein Schüler von Willigis und ihm zu großem Dank verpflichtet; er will, wie er im Vorwort selber sagt, nur die consuetudines morales seines Helden schildern. Und zwar hat dieser Nekrolog vom ersten Wort an durchaus den Charakter der Lobrede, in sehr deutlicher Betonung: quid primitus laudemus in illo, dignoscere..; .. ut forent omnia sua laude dignissima (Kap. 1, S. 743). So ist denn auch die ganze Schrift eine einzige Lobeserhebung seiner vorbildlichen Amts- und Lebensführung. Aber es ist für die Wertung nicht bloß dieser, sondern aller derartigen laudes sehr von Bedeutung, daß Hauck (K.G. III, S. 414) auf Grund meist urkundlichen, also aus andrer Quelle stammenden Materials Willigis den idealen Typus eines deutschen Bischofs jener Zeit nennt und daß seine eigene aus diesen Zeugnissen geschöpfte Charakteristik des Erzbischofs sehr viele der laudes unsrer Schrift bestätigt. Auch die von ihm angeführten Urteile andrer Zeitgenossen stimmen völlig mit unserm Verfasser überein, dessen anscheinend so „typischen" Lobsprüche damit im wesentlichen als berechtigt nachgewiesen sind.

Aber auch an solchen Zügen fehlt es nicht, die von vornherein ganz persönlich klingen. constans erat facie, sed multo constantior mente; parcus verborum, sed in tantum commendavit haec experientia rerum, ut maior fides esset ipsius sine dubio verbis quam aliorum iuramentis (S. 744). quod promisit, verum fuit; quod dedit, stabile permansit . . cras et cras idem ipse erat qui fuerat, et crastina vicissitudo mutare illum non valebat in animo (S. 745). Wie trefflich paßt die so geschilderte ruhige Gleichmäßigkeit seines Wesens zu seiner Abneigung gegen viele Worte! — erat severus exterius, sed dulcis et mitis intrinsecus. non necesse illi erat adhibendis terroribus; gravitas morum terrorem fecit sine dubio maximum, quem proprii et extranei habebant timendo et amando venerari. Eine Bestätigung dieser Schilderung ist, was ein Lorscher Priester an Willigis schreibt[1]: quod semper desideravi, dignitatis vestrae excellentia hebetatus, numquam ad vos . . vel muttire presumpsi. nec immerito: quippe quem pre ceteris sincera castitate diligo, pre cunctis, fateor, mortalibus timore casto pertimesco. — Doch weiter: quod prudenter acquisivit, stulte non perdidit, sciens utrumque, et ubi deberet acquirere et ubi dare. . . amatores virtutis, qualiter honesta moralitate deberent vivere, docuit in re, non ore, lingua magis morum quam lingua verborum. Das entspricht genau jenem parcus ver-

1) Jaffé, Bibliotheca rerum German. III, S. 353; von Hauck III, S. 417 angeführt.

borum. si, ut humana sunt, interdum fiebat commotione aliqua turbatus, mox mox turbationem hanc compescuit prudentiae atque patientiae virtus (S. 745). Hier gibt der Verfasser also zu, daß Willigis doch nicht ganz frei von menschlicher Schwäche war.

Ich möchte hier wenigstens mit ein paar Worten auf die Beurteilung zu sprechen kommen, die ein moderner Biograph des Erzbischofs, Böhmer[1]), diesem und seinem Lobredner hat zuteil werden lassen, weil seine Behauptungen sehr bezeichnend sind. Er meint: „Selbst die religiösen Vorstellungen, in denen er lebte, die sittlichen Begriffe, nach denen er handelte, die Auffassung von den Pflichten des bischöflichen Amtes, die ihn beseelte, waren allem Anschein nach nicht etwas ihm besonders Eigentümliches, sondern Anschauungen des Standes, des Volkes und des Zeitalters, dem er angehörte.“ Böhmer schließt daraus, Willigis habe „nicht eine besonders eigenartige, sondern ein besonders hohes Maß einer oft anzutreffenden Begabung“ besessen, und fährt fort: „Es ist also schwerlich nur Schuld der mangelhaften Überlieferung, daß uns so wenig individuelle Züge von seinem Wesen und Wirken bekannt sind.“ „Das Zeitalter war der Ausbildung ausgeprägter Individualitäten nicht günstig. Auch ging die Wiedergabe des wirklich persönlichen Lebens in allen Nuancen einer konkreten Eigentümlichkeit über das Vermögen und die schriftstellerische Absicht der schreibenden Mönche und Nonnen: sie wollten keine Menschen von Fleisch und Blut schildern, sondern, wie der ungenannte Lobredner des Willigis, Heilige und Tugendmuster, nicht Geschichte schreiben, sondern erbauen.“ Hier gibt Böhmer die Ansichten seines Lehrers Lamprecht in vollster Einseitigkeit wieder. Also deshalb, weil Böhmer glaubt feststellen zu können, der Inhalt von Willigis' Denken sei derselbe gewesen wie der seiner Zeitgenossen, will er ihm rundweg die Individualität absprechen; auf die moralische Seite des ingenium und auf das Temperament, die doch eben unsre Schrift recht treffend zu schildern weiß, nimmt er dabei überhaupt keine Rücksicht, als ob Anschauungen das ganze Wesen eines Menschen ausmachten. Demgegenüber genügt nochmals darauf hinzuweisen, daß Hauck auf Grund vielen Materials zu genau derselben Auffassung von Willigis kommt wie unser Kleriker. Vollends einseitig und unhaltbar ist die letzte Bemerkung Böhmers; Willigis ist als lebendige Persönlichkeit, nicht als typischer Heiliger geschildert; das kann bloß vorgefaßte Meinung behaupten.

1) H. Böhmer, Willigis von Mainz. Leipzig 1895. S. 164f.

Vita Bardonis auctore Vulculdo. Vita Bardonis maior.

Das Leben des im Jahr 1051 nach zwanzigjähriger Regierung verstorbenen Erzbischofs Bardo von Mainz ist von zwei verschiedenen Verfassern beschrieben worden. Die ältere Vita[1]) stammt von dem erzbischöflichen Kaplan Vulkuld, der im Auftrag von Bardos Nachfolger Liutpold, also zwischen 1051 und 1059 schreibt. Er hatte sein Amt schon unter Bardo inne, und kannte daher Bardo aus nächster Nähe. Ähnlich wie die oben besprochene befaßt sich auch diese kleine Schrift — sie hat nur etwas mehr als drei Folioseiten — fast ausschließlich mit dem persönlichen Wesen ihres Helden; von seiner Amtsführung, von den Geschicken seiner Diözese unter seiner Regierung erfahren wir so gut wie nichts. Er wird überhaupt viel mehr in seinem Dulden als in seinem Handeln geschildert. Dafür ist schon die ganze Anlage der Schrift bezeichnend. Vulkuld nimmt nämlich seine Disposition von den Seligpreisungen der Bergpredigt her, indem er acht von ihnen auf Bardo anwendet: beati pauperes spiritu . ., mites . ., qui lugent . ., qui esuriunt iustitiam . ., misericordes . ., mundi corde . ., pacifici . .; schließlich wird er selig gepriesen propter patientiam et iustitiam gegenüber Verfolgung und Kränkung aller Art. Durch diese Schematisierung mußte natürlich vieles unter den Tisch fallen, was zu dem Schema nicht passen wollte.

Auch sonst werden patientia, humilitas, misericordia immer wieder hervorgehoben (bezeichnend Kap. 8, S. 320: miseris ioculatoribus valde fuit benignus), daneben simplicitas, aber andrerseits auch prudentia. Am häufigsten wird er mitissimus Bardo genannt (wie denn der Verfasser, als echter Kanzleimann, Bardos Namen nie nennt ohne eine derartige, der offiziellen Titulatur entnommene Beifügung). Schon an dem jungen Fulder Domschüler rühmt Vulkuld die Gelehrsamkeit und Redegabe, die ihn später zum vortrefflichen Prediger gemacht habe (Kap. 2). Letzteres ist Tatsache und trug Bardo den Ehrennamen Chrysostomus ein.[2]) Als Abt von Verden habe er sich insbesondere um die Klosterdisziplin und um die Einbürgerung von allerlei Handfertigkeiten verdient gemacht, intus et foris apertos tenens oculos (Kap. 3, S. 318) und habe auch nach der Übertragung des Klosters Hersfeld den

---

1) M. G. XI, 317—321. Wattenbach II, 111ff.

2) V. Godehardi posterior 24 (M. G. XI, 209); hier wird er bezeichnet al vir simplex et rectus.

bisherigen, bescheideneren Wirkungskreis nicht vergessen (4, S. 319). Nun wird er Erzbischof von Mainz, imperatrice (Gisela) interveniente, setzt Vulkuld ehrlich hinzu (Kap. 5). Hier erfährt er sofort Anfeindung von vielen Seiten; man mißachtet ihn wegen seines unscheinbaren Äußeren, das wohl für einen Mönch, nicht aber für einen Erzbischof passe, und wegen der Demut (humilitas), mit der er alles über sich ergehen läßt: vir sanctus et mitis non restitit malo (Kap. 6, S. 320). Deswegen verlangt ihm der König mehr Leistungen ab als einem andern (Kap. 5, S. 320), und seine geistlichen Amtsbrüder verachten ihn (Kap. 9, S. 321); man hält seine stille, bescheidene Haltung für Dummheit: adeo simplex hominibus videbatur, quod simplicitas sua non magna sapientia putaretur (Kap. 9). Schließlich aber, heißt es weiter, hätten sie ihn doch alle schätzen gelernt.

Der Ton ist im ganzen schlicht und einfach: keine Aufzählung verdienstlicher oder tugendhafter Handlungen und Eigenschaften, kein Versuch, Bardo als Idealbischof hinzustellen. So wie Vulkuld ihn schildert, ist er allem Anschein nach wirklich gewesen: eine stille, gütige, weiche Natur, der es an Klugheit durchaus nicht gebrach, die aber in einer eisernen Zeit, wo energisches Wollen alles galt, auf einem politisch so wichtigen und so umstrittenen Posten doch nicht auf dem richtigen Platz stand. Man könnte fast meinen, auch Vulkuld sei dieser Meinung gewesen; es ist auffallend, wie ruhig und sachlich er über Bardos Feinde spricht. Andrerseits hört man es seinen Worten deutlich an, mit welch aufrichtiger Verehrung er des Toten gedenkt.

Im Gegensatz zu Vulkulds schlichtem Nachruf (ob memoriam eius sagt die Überschrift) ist die größere Vita[1]) viel salbungsvoller, pathetischer, rhetorischer, ohne darum ganz ins Typische zu verfallen; Giesebrechts Urteil[2]), sie sei „ganz von dem Bestreben erfüllt, den schlichten Bardo mit einem künstlichen Heiligenschein zu umkleiden", ist nur teilweise richtig. Daß Bardo ein heiliger Mann war, ist dem Verfasser selbstverständlich, und nicht umsonst wird eine ganze Reihe von Wundern erzählt. Aber er ist kein „typischer" Heiliger: der Verfasser hütet sich, ihm die üblichen Heiligentugenden alle zuzusprechen, insbesondere die der Askese; er betont vielmehr ausdrücklich, Bardo sei anders gewesen als die übrigen Heiligen (Kap. 22): qualis sit omnes modo scimus, sed qualiter ad hoc pervenerit, omnes nescimus. quae de ceteris sanctis

1) M. G. XI, 321—342.

2) Giesebrecht, Deutsche Kaiserzeit II, 568.

scripta sunt, quia aut ieiunaverunt aut homines fugerunt aut cetera similia, nisi alio ordine (in anderm Sinn) nulla in eo inveniri possunt: er habe nie besonderen Wert aufs Fasten gelegt.

Auch sonst teilt der Verfasser eine ganze Anzahl persönlicher Züge mit, die uns die Möglichkeit geben, zugleich auch die Schilderung der älteren Vita zu kontrollieren. So ist bezeichnend für Bardo, wie er (Kap. 9) als Abt von Hersfeld die Brüder abfertigt, die mit allerlei Klagen und Anschwärzungen gegeneinander zu ihm kommen: fraternam in invicem accusationem . . penitus abhorruit. Noch bezeichnender ist die (Kap. 10, S. 327 erzählte) Geschichte, wie einst Aribo von Mainz zu Bardo, der mit einem besonders schönen Abtstab neben ihm gestanden habe, gerade heraus[1]) gesagt habe, der Stab passe für ihn besser als für Bardo. Darauf schickt ihm dieser den Stab. Den Boten fragt er, wie jener das Geschenk aufgenommen habe; der erwidert: satis bene. Darauf Bardo: satis? movensque caput ait: . . non multum ut credo tempus intererit et erunt rursus haec omnia nostrae ditionis. Tatsächlich wird er bald darauf Aribos Nachfolger. Der Verfasser sieht in dem Vorgang einen Beweis für Bardos Sehergabe; in Wirklichkeit beweist sie wohl eher, daß dieser stille, milde Mann mit den ruhigen Bewegungen (movens caput!) doch sehr genau wußte, was er wollte, und schon während der letzten Lebenszeit Aribos in aller Stille seine Pläne verfolgte.[2]) Dazu paßt trefflich die nun folgende (Kap. 14) Schilderung seines Benehmens bei seiner Bestellung zum Erzbischof durch den Kaiser: qualem tunc (wie der Kaiser ihm winkt vorzutreten) eum videres, quam constanti animo, quam immutabili facie, quam moderatum gressu, dum incederet. Es erhebt sich nun heftiger Widerspruch (Kap. 15, S. 330), er aber nec aura favoris elatus nec invidiae morsibus inclinatus patienter sustinuit, certissimus quid ipse facturus sit. Also auch hier wieder dieselbe ruhige Sicherheit der Haltung. Im folgenden Kapitel (16) wird dann erzählt, wie sich Bardo durch seine Predigt den Respekt aller bisherigen Verächter gewinnt: episcopus autem . . sicut tunc de

---

1) ait temere, erat enim Noricus (Baier). Man beobachtete also schon damals auch die Eigenheiten ganzer Volksstämme.

2) Breßlau, Jahrbücher Konrads II., Bd. I, S. 476f. will die ganze Geschichte bezweifeln, weil die Zeitangaben nicht stimmen. Ich möchte nur die Angabe, Bardo sei schon damals abbas duorum locorum gewesen, für einen Irrtum des Verf. halten, die Erzählung selbst dagegen, die die beiden Charaktere so scharf gegeneinander stellt, für historisch.

vituperantibus, sic et nunc tacuit de laudantibus.[1]) Schließlich erzählt der Verfasser zum Beweis von Bardos patientia eine weitere Geschichte (Kap. 18). Bardo sitzt beim Mahl unter erbaulichen Gesprächen. Alles hört eifrig zu; da fängt ein vorwitziger Jüngling an über ihn zu kichern und zu lachen. Bardo bemerkt es und hält im Reden inne: motoque capite sedit paulisper tacitus. Statt aber zornig zu werden, wie die verlegene Umgebung erwartet, beschämt er den Missetäter durch ein Geschenk. Mag die Geschichte wahr sein oder nicht: jedenfalls beruht sie genau auf derselben Vorstellung von Bardo als einem Manne, dessen Sache nicht energisches, lautes Auftreten ist, sondern stilles, kluges, seiner selbst sicheres Beobachten und Handeln.

Ganz dieselbe Auffassung hat übrigens auch der Anonymus Haserensis (Kap. 34; M. G. VII, 264). Der erzählt: Wie es sich um die Bestätigung Bischof Gebehards (1042) handelt, findet Heinrich III. ihn zu jung. Lange wird im Rat der Bischöfe hin und hergesprochen, bis sanctus Bardo, subtus cucullam suam ut solebat collectus et tacitus, cum et ipse ad respondendum rogaretur, postquam saepius eum intuitus est, demisso vultu für seine Wahl spricht. Und wirklich willigt Heinrich nun ein, securus iam tanti viri testimonio. Das ist ein Beweis, daß weder dieser unverdächtige Zeuge noch der Kaiser selber Bardo gering eingeschätzt haben. Es war wohl nicht wenig Berechnung in seinem unscheinbaren Auftreten.

So sehen wir also, wie es auch in dieser Vita, deren Verfasser sich sonst redliche Mühe gibt seinen Helden zu preisen, an individueller Auffassung und Behandlung nicht fehlt. Daß eine Schilderung der politischen Tätigkeit Bardos fehlt, beruht wieder auf einem Grundsatz dieser Viten überhaupt.

Vita Godehardi ep. Hildesheimensis.

Godehard, seit 996 Abt von Niederaltaich und durch seine hervorragende Verwaltung bald hochangesehen, wurde 1022 Bischof von Hildesheim und starb 1038. Sein Biograph Wolfhere stand in vertrautem Verkehr mit dem Bischof in dessen letzten Lebensjahren. Diesem Umstand sowie seiner Gewandtheit in der lateinischen Sprache — er war eine Zeitlang Vorsteher der Hersfelder Klosterschule — verdankte er es wohl, daß ihm Godehards Neffe und Nachfolger in Niederaltaich, Abt

1) Breßlau (S. 474) will auch diese ganze Erzählung für erfunden ansehen. Dann hätte es aber der Verf. oder seine Quelle verstanden, außerordentlich charakteristisch zu erfinden.

Ratmund, den Auftrag gab, Godehards Leben zu beschreiben. Das Werk liegt uns in zwei Fassungen[1]) vor, deren spätere etwa auf 1065 anzusetzen ist. Seine Hauptquelle sind die Erzählungen andrer (vgl. die Vorrede S. 169), insbesondere von Godehards Lehrer Rumold.

Wolfhere bezeichnet im Vorwort der späteren Fassung (S. 197) sein Werk selber als Lobschrift, laus, weist hier auch ausdrücklich mit echt rhetorischer Wendung die Behauptung zurück, man müsse die niedrige Herkunft eines so trefflichen Mannes magis . . in laudem eius verschweigen, und erklärt gleich darauf (Kap. 1, S. 198) als seine Aufgabe, zu erzählen, quae ab eo laudabilia et vidimus et audivimus. Dieser Auffassung entsprechen dann auch breite Darstellungen von Godehards tugendhaftem, heiligem Lebenswandel, sowie eine ganze Anzahl von Wundern. Doch finden sich auch viele persönliche Züge.

Aus den Schilderungen der älteren Fassung wird hierher gerechnet werden dürfen die hübsche Erzählung (Kap. 3, S. 171), wie der junge Godehard als Klosterschüler sich mit solchem Eifer in die Heiligenleben vertieft, daß schließlich der Wunsch in ihm erwacht, selber Einsiedler zu werden. Lange hat er, nach der Erzählung Rumolds, ängstlich die Sache bei sich erwogen und sich schließlich einem Mitschüler entdeckt. Der läßt sich für den Plan gewinnen, und nun laufen sie miteinander aus der Schule davon in die Einsamkeit der Wälder, um hier ihr Leben zu verbringen. Doch werden die Ausreißer bald wieder von ihren Eltern ins Kloster zurückgebracht. — Es ist im einzelnen sehr hübsch, wie diese naiven Kinder geschildert werden; wieder ein Beispiel, wie mächtig das asketische Ideal auf die Phantasie namentlich jugendlicher Gemüter wirkte.

Gerade bei Godehard machen die Schilderungen seiner Askese ganz den Eindruck der Wahrheit; eben wegen dieser asketischen Neigungen wird ihm, der schon seit 996 Abt von Niederaltaich ist, 1005 auch die Verwaltung des ziemlich verlotterten Klosters Hersfeld übertragen, ipse quippe solus cum suis tunc temporis inveniebatur, qui illius modi institutionis normam (Benedikts) recte consequi videbatur (Kap. 13, S. 177). Er fährt nicht gleich drein, sondern geht erst ans Werk, postquam insita sibi sagacitate quaeque satis exploravit. Ebenso führt er auch die ihm von Heinrich II. übertragene Reformierung Tegernsees durch, bittet dann aber Heinrich, ihm die Sorge für alle diese Klöster abzu-

1) M. G. XI, 167—196, 196—218. Wattenbach II, 18ff. Vgl. Hauck, K. G. III, 451ff.

nehmen, mit Ausnahme Altaichs selber: quatenus a mundanis quae numquam adamavit aliquanto securior, in orationem nota sibi solitaque assiduitate possit esse frequentior (Kap. 14, S. 178). Ruhige Sammlung und geistliche Übungen sind ihm also lieber als eine große Rolle in der politischen Welt. Damit ist er ein Geistesverwandter des unglücklichen Adalbert, und es tritt uns hier abermals ein „typischer" Zug in offenbarer Wirklichkeit entgegen: die Unlust des frommen Mannes, ein kirchliches Amt zu übernehmen, mit dem eben doch viele weltlichen Geschäfte verbunden sind, die eine vita contemplativa nicht gestatten.

Gar nicht „typisch" ist die Erzählung (Kap. 15), wie Godehard einen Traum, den er gehabt, fälschlicherweise auf seinen baldigen Tod glaubt deuten zu müssen, und nun nimia anxietate fatigatus cepit non tam suae vitae quam etiam sibi subditorum saluti non modicum timere: er fürchtet, sein Tod möchte alles, was er im Kloster mühsam erreicht hat, wieder vernichten. ita per totum illum annum . . inter spem et metum expectavit suspensus. Da ist keine Spur der üblichen Todesfreudigkeit, wohl aber das klare Bewußtsein des eigenen Wertes.

Nach einer breiten Darlegung des Gandersheimer Streites — seit 1022 ist Godehard Bischof von Hildesheim — folgt eine Schilderung seiner asketischen Lebensweise (Kap. 38f., S. 195f.), die durchaus den Eindruck der Wahrheitstreue macht. Bezeichnend für Godehard ist (Kap. 40, S. 196), daß er nicht bloß den Königshof, sondern auch die Höfe seiner geistlichen Genossen meidet, um nicht von seiner gewohnten, einfachen Lebensweise lassen zu müssen. Wenn aber in seinem Sprengel irgendwo ein Heiligenfest oder etwas Ähnliches gefeiert wird, so geht er auch hin, um dort zu predigen, quod solum prae omnibus semper amavit. Seine Predigten machen auch immer großen Eindruck, weil sie einfach und volkstümlich gehalten sind, wie Wolfhere zeigt, indem er ihren gewöhnlichen Gedankeninhalt kurz angibt. Seine Gelehrsamkeit dagegen verwertet Godehard in der Unterweisung seiner Mönche, die er mit wachsamem Eifer, non etiam interdum sine austeritatis intermixtione, zu geistlichen Studien anhält. Und so ist es nicht bloße Lobhudelei, wenn der Verfasser zum Schluß (Kap. 40, S. 196) sein Urteil dahin zusammenfaßt: nec quicquam ubiubi inperfectum umquam demisit, unde aliquod divinae religionis lucrum exoriri posse cognovit. Allem nach, was wir von ihm wissen, hat Godehard das ihm in dieser Vita gespendete Lob wirklich verdient.

In der späteren Bearbeitung hat Wolfhere noch einige weitere persönliche Züge hinzugefügt. Als Bischof erbaut Godehard in Hildesheim eine Herberge, in der jeder arme Wanderer, der vorbeikommt, Unterkunft, Nahrung und Kleidung findet. Nur eine Art solcher Bettler verabscheut er, die im Gewand eines Mönchs oder Kanonikers umherzogen. Er nimmt sie höchstens auf ganz kurze Zeit auf, gibt ihnen Kleider und Schuhwerk und fordert sie dann auf weiterzuziehen, ne cursus sui solitum obliviscerentur. Er sieht in ihnen nur Heuchler. Wenn er aber einmal bei einem von ihnen wahre Frömmigkeit findet, nimmt er sich seiner an (Kap. 20, S. 207). Gegen Missetäter, die reuevoll zu ihm kommen, ist er voll Güte und Erbarmen und beschenkt sie, damit sie nicht mehr aus Not sich zu vergehen brauchen: sehr bezeichnend für seine praktische Frömmigkeit (Kap. 20, S. 207). — Ganz besonders deutlich aber tritt uns Godehards hoheitsvolle Gestalt und der starke Eindruck, den er auf seine Zeitgenossen machte, aus der Erzählung (Kap. 27, S. 210) entgegen, wie er einen Menschen zur Rechenschaft zieht, der sein bisher schrankenloses Vertrauen mißbraucht hat.

Eine eigentliche Charakteristik gibt auch diese Bearbeitung nicht. Doch ist in beiden Fassungen die Gestalt des Helden einheitlich gesehen und dargestellt, lebenswahr genug trotz aller Absicht, zu loben.

Bertholds Nekrolog für Hermann den Lahmen.

Hier mag auch das kurze Lebensbild Hermanns des Lahmen seinen Platz finden, das Berthold seiner Fortsetzung von dessen Chronik vorangeschickt hat[1]); er schreibt voll warmer Verehrung für den Verstorbenen, dessen Schüler und persönlicher Freund er war. Schon durch die Voranstellung einer Namensdeutung gibt sich diese Skizze als kleine Vita zu erkennen; sie steht auch in keinerlei Beziehung zum Text des folgenden Werkes selber.

Nach einer kurzen Feststellung seiner Abstammung geht Berthold sofort zu den beiden hervorstechendsten Tatsachen über: Hermanns Lahmheit und seiner gewaltigen Gelehrsamkeit. Mund, Zunge und Lippen sind so gelähmt, daß die Laute, die er hervorstößt, kaum verständlich sind; tamen auditoribus suis eloquens et sedulus dogmatistes, tota alacritate festivus et in disputando promptissimus et ad inquisita illorum respondendo morigerus minime defuit. sive aliquid novi vix digitis ibidem dissolutis scriptitabat, sive sibi vel aliis lectitabat, vel ali-

1) M. G. V, 267.

quibus utilitatis aut iustae necessitatis sese exercitiis intentissimus semper occupavit: homo revera sine querela, nichil humani a se alienum putavit. enimvero humillimae caritatis . . executor industrius, mirae custos patientiae, apparitor oboedientiae praesentissimus, castitatis amator, virgineae incorruptionis conservator, misericordiae cultor hilarissimus, integerrimae fidei orator vere catholicus, veritatis assertor et defensor invictissimus, probatissimus religionis christianae paedagogus, non parvae vir modestiae, sobrietatis et continentiae, utpote qui ab infantia numquam carnes manducaret, eifrig in jeder frommen Übung, mirae benivolentiae, affabilitatis, iocunditatis, et humanitatis omnifariae conatu sese omnibus morigerum et aptum exhibens, utpote omnibus omnia factus, ab omnibus amabatur. iniquitatis autem, iniustitiae et totius pravitatis et malitiae, vel quicquid contra Deum fit, aversator et inpugnator indefessus ad usque finem vitae feliciter perduravit. — Das ist zwar ganz der Stil der Lobrede, mit seiner Häufung der Eigenschaften im rhetorischen Superlativ; und doch wird sich niemand dem Eindruck entziehen können, daß dieser Nekrolog seinen Helden ganz so schildert, wie er war: ein stiller, sanfter, heiterer Dulder, der in all seinem Elend auch noch andern etwas zu sein vermag; sicher kein Charakter, der einem Biographen viele psychologische Rätsel aufgegeben hätte, sondern eine einfache Natur, deren größter Reichtum ihr warmes Herz war. Und eben das ist es, was Berthold treffend schildert; er dichtet ihm keinerlei Eigenschaften an, die er nicht gehabt hat, nur etwa dem Typus, dem Ideal zulieb. Hier schreibt, wie bei Ekkehard, der Mönch über den Mönch, darum ist die Darstellung so treu. — Zum Schluß folgt eine Aufzählung seiner wissenschaftlichen Leistungen und eine Schilderung seines Lebensendes, mit einem sehr bezeichnenden Traum, der besonders ausführlich erzählt wird, offenbar eben weil er so bezeichnend für Hermann ist.

Übrigens findet sich in Sigeberts Weltchronik zum Jahr 1064 (M. G. VI, 361) ein Zusatz des Fortsetzers Anselm über Hermann, der offenbar auf einen persönlichen Bekannten Hermanns zurückgeht und dessen Auffassung von Hermann mit der Bertholds völlig übereinstimmt.

Vita Bennonis II ep. Osnabrugensis.

Benno, seit 1067 Bischof von Osnabrück, begann 1077 das Kloster Iburg, das aber erst 1082 fertig wurde. Sein zweiter Abt war Nortbert (seit 1085), und dieser hat bald nach dem Tod des Bischofs (1088) seine

Vita[1]) geschrieben, vermutlich 1092. Es ist also die Vita eines Klostergründers, aber doch sehr wesentlich verschieden von dem Typus dieser Gattung. Nicht um Benno als einem Heiligen die gebührende Verehrung zu verschaffen schreibt Nortbert, nicht damit die Leser zu ihm beten, sondern damit sie für ihn beten[2]): non eo huius opusculi spectat intentio, ut vita eius . . clarescat, sed . . ut . . pro eius salute divinae pietatis aures ipsi (die Mönche von Iburg) pulsare non desinant (Vorwort S. 1f.). Derselbe Gedanke wird im Schlußkapitel (29, S. 40) noch einmal eindringlich wiederholt; eifriges Gebet für Benno ist Dankespflicht der Iburger, ut si in poenis est citius liberetur. Nortbert will also Benno nicht als Heiligen schildern, sondern als einen Menschen, der wie andre der Fürbitte bedarf.

Dieser seiner Auffassung vom Wesen Bennos und von seiner eigenen Aufgabe gibt er mehrfach sehr deutlich Ausdruck. So schon in der Vorrede (S. 1), wo er erklärt, Wunder von seinem Helden nicht berichten zu können, und dabei sein eigenes Werk sehr deutlich in Gegensatz bringt zu den Schriften eorum, qui agones martyrum seu vitas scripsere sanctorum; so besonders energisch bei Gelegenheit seiner eingehenden Charakteristik Bennos (Kap. 8, S. 9f.). Hier sagt er: si qua vero de eius moribus referimus, quae quibusdam fortasse videantur in reprehensione ponenda, . . rei veritatem prout novimus exequentes eo intendimus, ut, quo ipse perfectionis minus habuisse dinoscitur, a legentibus haec pro eo studiosius oretur. Nec enim imitanda hic videtur quorundam magis temeraria quam religiosa assentatio, qui in eorum, quos describunt, tantummodo laude versantur et non tam, quid egerint, attendere videntur, quam quid egisse debuerint, quasi non sacra scriptura summos viros et Deo carissimos nonnulla reprehensibilia commisisse demonstraret. itaque non eum verbis sanctificare contendimus, quod utinam actibus ipse fecisset; sed eius vitam sine fuco . . absque exceptione (ohne etwas zu verschweigen) depromimus. Der Verfasser verwirft also ausdrücklich die Praxis „gewisser" Vitenschreiber, die zum größeren Preis ihres Helden dessen Fehler geflissentlich verschweigen und an Stelle einer getreuen Schilderung seines Wesens und Lebens die Darstellung eines Ideals (quid egisse debuerint) setzen. Das ist genau, was die vorliegende Arbeit nachweisen will: nicht um ein Unvermögen, persönlich zu schildern, handelt es sich in diesen Fällen, sondern um

1) Schulausgabe der M. G. von H. Breßlau 1902.

2) Vgl. Kap. 8, S. 10, Schluß.

ein bewußtes Idealisieren. Übrigens ist wohl zu beachten, daß Nortbert nur von „gewissen“ Verfassern spricht, andre also anerkennt.

Bei diesen Grundsätzen, die Nortbert auch praktisch befolgt, werden wir ihm auch die sonst ziemlich legendenhaft klingende Erzählung von Bennos Geburt glauben dürfen, für die er sich auf Bennos eigene Erzählung beruft (sicut accepimus ipso referente, Vorwort S. 2), da zudem die Sache durchaus nicht unmöglich ist.[1]) Über die nun folgende Jugendzeit Bennos weiß Nortbert offenbar nicht viel Genaues. Es ist hübsch, wie er sich insbesondere über die Straßburger Schulzeit hinweghilft, ohne etwas zu behaupten, was er nicht weiß: wie schnelle und große Fortschritte er dort gemacht habe, könne sich jeder leicht denken, der seinen späteren Eifer mit angesehen habe. Statt also Tatsachen anzugeben, was er eben nicht kann, verweist er den Leser auf Rückschlüsse; ein rhetorischer Kunstgriff, der sich auch in andren Viten findet. Auch im nächsten Kapitel (4, S. 5) verwendet er genau dieselbe Methode: wie sehr er sich auf der Domschule zu Speier hervortat, reliqua eius vita facillimis demonstrabit indiciis. Was er nicht positiv weiß, will er auch nicht zu wissen vorgeben. — Sein Ansehen nimmt derart zu, daß er alle Aussicht gehabt hätte, im Lauf der Zeit Bischof in Speier zu werden, wenn er dort dauernd hätte bleiben wollen; sed vir prudentioris ingenii in ocio torpidus esse contemnens ad laborandumque salubriter sese semper extendens . . noluit honoris alicuius aut regiminis perniciosus sibi unquam esse praesumptor, sed exercitio animi corporisque labore semper discenda addiscere. Diese Charakterisierung paßt zu der im vorhergehenden Kapitel (3, S. 4) gegebenen Erzählung, wie sein Wissensdurst ihn von einem Ort zum andern treibt: auch jetzt meint er noch lange nicht ausgelernt zu haben, und läßt sich daher als Vorsteher der Domschule nach Hildesheim berufen (Kap. 5, S. 5f.). Da er sich hier trefflich bewährt, macht ihn der Bischof immer mehr zu seinem vertrauten Ratgeber in politischen Dingen und nimmt ihn schließlich auf einen Ungarnfeldzug (1051) mit, wegen seiner vielseitigen Brauchbarkeit (non ignorans solertiam; Kap. 6, S. 6). Wie sehr er diese Geschicklichkeit und Energie auch hier im Felde bewährte, davon seien noch viele Geschichten und Lieder beim Volk im Umlauf. Nortbert erzählt dann ein Beispiel von seiner assidui experientia laboris et incredibili arte quaerendi (S. 6). — So hält sich Nortbert wirklich an sein

1) Bennos Eltern seien lange kinderlos gewesen; erst nach einer Wallfahrt nach Rom sei ihnen Benno geschenkt worden. Vgl. Zoepf, Heiligenleben S. 52ff.

Programm, alles gleichmäßig zu berichten, was er weiß; die weltliche Tätigkeit Bennos wird ebenso eingehend geschildert wie die kirchliche. — Zum Dank für seine Verdienste wird Benno nun mit der Verwaltung der weltlichen Geschäfte des Bistums betraut. Auch hier zeichnet er sich durch Pflichteifer, Treue, Rechtlichkeit und Selbstlosigkeit so aus, daß er als Vizedominus an den königlichen Hof berufen wird (Kap. 6, S. 7).

In diesem wichtigen Augenblick macht der Verfasser halt und fügt, ehe er weiter erzählt, eine sehr eingehende Schilderung von Bennos Wesen und Charakter ein (Kap. 7 und 8, S. 7ff.), die interessant genug ist, um hier in der Übersetzung eingefügt zu werden.

(Kap. 7.) „Es besaß nämlich dieser Mann einen starken Geist und hervorragende Tatkraft (animi constantia); in der Rede war er schlagfertig (promptus), gewandt und fähig seine Zuhörer für seine Meinung zu gewinnen, von großer Überzeugungskraft und starker Wirkung (fortis); wo er tadeln mußte, da tat er es mit Milde, so daß er den Missetätern nicht Haß gegen sich einflößte durch seine Vorwürfe, sondern Streben nach Besserung. In Beratungen und Privatgesprächen, wo es sich oft drum handelt, über hinterlistige, meineidige Feinde oder irgendeine Angelegenheit des Reichs kluge Entschlüsse zu fassen und alle Maßregeln umsichtig zu treffen, zeigte er solchen Scharfsinn und solche Voraussicht, daß er gleich zu Beginn von der hohen Warte seines Verstandes voraussah, wohin jedes Gespräch abzielte und welchen Ausgang das ganze Unternehmen haben werde. An unwandelbarer Treue, im Festhalten an der Freundschaft, die er einmal irgendeinem Menschen gewährt hatte, war er unvergleichlich; nie ließ er sich durch irgendwelche Versprechungen von Geschenken oder durch die Rücksicht auf einen größeren Vorteil bewegen, diese Haltung zu ändern oder irgendwie die Treue zu brechen. Mit der Verteilung von Geschenken war er gegen die eigenen Leute sparsamer, gegen Freunde dagegen von besonderer Freigebigkeit; warum er das so hielt, gestehe ich nicht zu wissen, glaube aber das eine versichern zu können, daß jede seiner Gewohnheiten, die vielleicht manchen tadelnswert hätte scheinen können, auf gründlicher, kluger Überlegung beruhte.“ Groß ist seine liebevolle Fürsorge für Arme und Elende aller Art; gegen Übeltäter dagegen geht er mit aller Strenge vor; nie läßt er sich sein Urteil mit Geld abkaufen; wo er aber nach dem Kirchenrecht auf eine Geldstrafe erkennen darf, läßt er sie an die Armen verteilen. Insbesondere nimmt er sich der verurteilten armen Sünder an, um sie für ein Leben der Buße zu retten

oder sie wenigstens auf den Tod vorzubereiten. Doch gelte alles das, sagt Nortbert, in vollem Maße erst für seine Tätigkeit als Bischof. Dann, sehr bezeichnend: „Er pflegte häufig zu fasten und sich des Fleisches zu enthalten. Wenn er nun, wie es die Laien gern machen, von einem gebeten wurde, ihn für eine Messe vom Fasten zu befreien, so sagte er mit deutlicher Anspielung, er sei auch Priester, und ließ sich den Preis für die Messe selber geben; bot der andre ihm nun einen Schilling, so weigerte er sich um diesen Preis die Messe zu singen, und fragte jener dann, wieviel er fordere, so verlangte er zwei oder drei Goldgulden oder noch mehr, je nachdem er das Vermögen des Bittstellers einschätzte. Wenn sie . . . das Geforderte zahlten, gab er alles einem Armen, damit er sich Kleider kaufe und für den Eßlustigen bete. Diese Handlungsweise pflegte er dann auch den Anwesenden zu empfehlen, indem er scherzend bemerkte, Gott sei es lieber, ein Armer sei gekleidet, als daß er selber den ganzen Tag mit leerem Magen herumlaufe. . . . Gelegentlich konnte es ihm aber doch vorkommen, daß er seine Leidenschaft nicht genügend beherrschte und zornig wurde, so daß er manchmal auch ohne ersichtlichen Grund aufbrauste; doch in der Art, wie ein Dichter von sich selber sagt: leicht aufbrausend, aber auch bald wieder versöhnt. Tat er dies nun aus Berechnung oder aus Leidenschaftlichkeit, jedenfalls verschaffte es ihm im höchsten Maße den Respekt und die Furcht seiner Untergebenen.“ Auch in Verwaltungsgeschäften ist seine Kenntnis staunenswert, insbesondere in allem, was zur Landwirtschaft gehört (Kap. 8, S. 9f.). „In der Beibringung der jährlichen Abgaben war er offenkundig äußerst streng, so daß er oft die Bauern mit Schlägen zwang ihre Schuldigkeit zu leisten; das wird ihm aber gewiß jeder leicht verzeihen und als in größter Not geschehen zugeben, der die Leute dieses Landes kennt und sich mit der hartnäckigen Spitzbüberei ihrer Unredlichkeit und Verschlagenheit herumschlagen muß.“

Diese Charakteristik geht zwar nicht sehr in die Tiefe, dafür aber um so mehr in die Breite, mit einer Menge gut beobachteter durchaus individueller Einzelzüge. Mehrfach gesteht Nortbert ehrlich zu, daß er gewisse Eigenheiten seines Helden wohl wahrgenommen, aber sich nicht zu deuten gewußt habe. Das spricht fast noch mehr für seine Gewissenhaftigkeit als die Tatsache, daß er wirklich seinem Programm gemäß auch die Schattenseiten an Benno nicht verschweigt. Seine Schilderung gibt in völliger Übereinstimmung mit den Erzählungen der Vita selber das Bild eines klugen und energischen Mannes, der den Din-

gen stets die praktischste Seite abzugewinnen versteht, zu gescheit und willenskräftig und von zu lebhaftem Temperament, um eigentlich gutmütig zu sein, dabei aber doch ein Mann von warmem Herzen und nicht ohne Humor. Die „typischen" Schilderungen frommen Lebenswandels suchen wir hier vergeblich. — Es liegt nahe, diese Schilderung in ihrer Wahrheitstreue zu vergleichen mit der Adalberts bei Adam. Hauck (K. G. III, S. 948, Anm. 1) urteilt, Nortberts Werk stehe nicht auf derselben Höhe wie das Adams, und denkt dabei wohl insbesondere an jene Charakteristik. Sicherlich ist richtig, daß Adam weit mehr analysiert als Nortbert, der sich auf die Zusammenstellung der Einzelzüge beschränkt. Aber es ist doch zu bedenken, daß Adalbert ein ungleich komplizierterer Charakter gewesen ist als der derbere Benno, für den weit nicht ein solches Aufgebot von Analysierungskunst nötig war wie für Adalbert, und daß es andrerseits bei diesem leichter war, die Grundzüge seines Charakters herauszustellen.

Übrigens ergänzt Nortbert diese Charakteristik Bennos auch im weiteren Verlauf der Erzählung fort und fort durch neue Züge. So hebt er (Kap. 9, S. 11) seine Pflichttreue und Pünktlichkeit auch im kleinsten hervor: prudenti quippe consilio cuncta exteriora, exigua licet et frivola, dispensare callebat. An einer andern Stelle (Kap. 16, S. 9) weist er auf Bennos rastlosen Eifer für seinen Sprengel hin; Benno hat vor den aufständischen Sachsen an den Hof Heinrichs fliehen müssen und sucht nun bei dieser Gelegenheit eine Entscheidung in einem Rechtsstreit herbeizuführen, ne spacium ingratissimi ocii in palatio degens prorsus inutile duceret. Das hierauf vom König zu Bennos Gunsten gefällte Urteil will dieser auch noch vom Papst bestätigen lassen, omni semper prudentiae circumspectione contectus (Kap. 17, S. 21), und wirklich reist er nach Rom, um mit Gregor zu verhandeln. tanto enim se toto illo turbine bellorum prudentiae veritatis et fidei utrobique moderatione librabat, ut in utraque semper ei parte sine suspicione et timore conversari liceret, nec rex unquam, quamvis inter hostes suos eum manere videret, de eius fidelitate ambigeret, nec hi, quamvis regi fidelissimum esse non dubitarent, insidias unquam de eius fraude timerent (S. 22). So setzt Nortbert abermals Bennos Ehrlichkeit und Treue ins rechte Licht. Im folgenden Kapitel (18, S. 23ff.) wird seine Stellungnahme in dem 1080 aufs neue ausbrechenden Streit zwischen Kaiser und Papst geschildert: videns in utraque parte plurima magis otio quam ratione tractari et regi semper fidelis, numquam autem papae

inobediens esse desiderans sucht er sich neutral zu halten. Wie er dies auf der Synode von Brixen mit großer Schlauheit durchführt, erzählt Nortbert mit viel Behagen und nicht ohne Humor. Auch hier liegt ihm daran, Bennos kluge, von Parteileidenschaft weit entfernte Beurteilung der Dinge zu zeigen.

Während dieser es also vermeidet, sich an der hohen Politik zu beteiligen, geht er nun daran sein altes Vorhaben auszuführen, die Gründung des Klosters Iburg. Mit wahrer Leidenschaft betreibt er sie; tanta enim festinatione opus coeptum aggreditur, ut quadam etiam absurditate argui videretur: vor lauter Übereifer holt er die Mönche zusammen, ehe auch nur einigermaßen für Unterkunft gesorgt ist (Kap. 19, S. 26). Nach mehrjähriger notgedrungener Unterbrechung macht er sich 1085 abermals ans Werk, pleraque eo tempore ex nimia festinatione perpessus impedimenta; sed ipse constantia animi, qua cunctis praestabat, quicquid adversi acciderat, in bonum accipiebat, raro solitus in aliqua rerum adversitate esse deiectus aut nulla unquam prosperitate securus (Kap. 22, S. 31), eine Charakteristik, die mit der früheren völlig übereinstimmt und deren Berechtigung seine ganze Schrift fast auf jeder Seite zeigt.

Die Geschichte der Klostergründung und die jenes Rechtsstreites wegen der Zehnten wird sehr breit erzählt: Nortbert ist eben natürlich über die spätere Lebenszeit Bennos besser unterrichtet als über die frühere und schreibt alles, was er weiß. Auch schreibt er ja mit vollem Bewußtsein für die Mönche seines Klosters[1]), die die Gründungsgeschichte besonders interessieren mußte. Er will keine allgemeine Geschichte schreiben, daher werden weder Heinrich noch Gregor charakterisiert, wie denn überhaupt die allgemeinen Zeitverhältnisse nur soweit berührt werden, als Benno persönlich daran beteiligt ist. Andrerseits ist aber ein ganz besonderes Verdienst dieser Vita die ausführliche Behandlung auch der weltlichen Tätigkeit des Helden. Nimmt man dieses gleichmäßige Eingehen auf Geistliches und Weltliches zusammen mit dem klaren Streben nach Objektivität, das auch die Kritik nicht unterdrückt, so kann man sagen, daß diese Vita der erste grundsätzliche Versuch innerhalb ihrer Gattung ist, über die biographische laudatio hinaus zu einer Biographie im wissenschaftlichen Sinne zu gelangen.

---

1) Vorrede S. 2: intra monasterium hoc commanentium lectione contenti.

Vita Willihelmi abb. Hirsaugiensis.

Abt Wilhelm von Hirsau, der bekannte Führer der Reformbewegung, starb im Jahr 1091. Bald nachher schrieb der Hirsauer Prior Haimo seine Vita.[1]) Trithemius bemerkt in seiner Hirsauer Chronik zum Jahr 1091 über Haimo: scripsit . . vitam et miracula beati Wilhelmi supradicti abbatis; quam tamen quidam alius frater postea volens ampliare breviorem reddidit. In der zweiten Bearbeitung fügt er noch hinzu: scripsit . . bino volumine, so daß also wohl ursprünglich die miracula ein Buch für sich bildeten. Erhalten ist nur die spätere Bearbeitung; doch läßt sich vielleicht noch feststellen, was Haimo selber gehört.

Die Wunder sind in der erhaltenen Fassung in den übrigen Text hineingearbeitet, von Kap. 8 an. Es ist nun auffällig, daß in den ersten sieben Kapiteln von Wilhelm immer ganz schlicht in der dritten Person gesprochen wird, während von Kap. 8 an, in den Wundererzählungen, die Epitheta wie sanctus pater, pius —, benignus —, Deo amabilis pater, vir Domini, sanctus vir und ähnliche sich in geradezu unausstehlicher Weise häufen. Schlicht gehalten sind dann wieder Kap. 16—18 und 21—25. Daß der Schluß von Kap. 26 an nicht Haimo gehört, bemerkt schon der Herausgeber Wattenbach in seiner Vorrede. Es ist also nicht unwahrscheinlich, daß Kap. 8—15 und 19—20 von dem Überarbeiter eingefügt sind; wie weit er den Stoff aus Haimos zweitem Buch entnommen hat, ist nicht mehr festzustellen. Die ersten Sätze von Kap. 16 gehören vermutlich auch dem Bearbeiter: er mußte einen Übergang herstellen. Es finden sich auch sonst noch mehrfach Kapitelanfänge, die in kurzen Worten das Thema der folgenden Kapitel angeben; sie zeigen stets die gleiche trockene, schulmeisterliche Ausdrucksweise: jetzt wollen wir das und das betrachten.

In den Teilen nun, die der ursprünglichen Vita anzugehören scheinen, finden sich einige Äußerungen über Wilhelm, die sehr gut zu dem passen, was wir sonst von ihm wissen. Kap. 2 (S. 212) wird seine Amtsführung als Abt geschildert: . . suumque sagax studium super omnia convertit ad observationem monasticae religionis. alacer erat in exhortando, severus in corripiendo. — cum gravitate dulcis ei affabilitas inerat, per quam cordibus humanis suaviter influebat. In der Tat muß er neben seiner Strenge und seinem asketischen Eifer auch Eigenschaften be-

1) M. G. XII, 209—225.

sessen haben, die ihm die Herzen der Menschen gewannen; darauf läßt wenigstens der starke Zulauf schließen, den sein Kloster unter ihm hatte. So heißt es denn auch Kap. 6 (S. 213): tanta karitatis affluebat benignitate, ut neminem perfecte divino servitio cupientem se mancipare pro paupertate sua despiceret, neminem ob imperitiam refutaret; weder auf Geld noch auf Bildung kam es ihm bei den Neueintretenden an, sondern lediglich auf die Gesinnung. Eifrig macht er Propaganda für das Kloster: nobiles et ignobiles, divites et pauperes, viros et mulieres ad contemptum mundi incitabat. Auch von seinem Kampf für die Reformideen ist die Rede, wenn auch nur andeutungsweise: salubri consilio quosque ad unitatem ecclesiae tenendam servandamque animabat (Kap. 5, S. 213). Dabei preist der Verfasser Wilhelms lautere Gesinnung: simplici ac puro oculo tali insistebat negotio, . . ut mire coleretur pro purae mentis innocentia. Es paßt zu dieser Einfachheit, wenn im Kap. 7 erzählt wird, Wilhelm habe sich geweigert, bei der Messe gold- oder silbergestickte Gewänder zu tragen und habe sogar den Brauch, dem Abt Hand und Fuß zu küssen, abschaffen wollen. Über alle Schwierigkeiten hilft ihm sein unerschütterlicher Glaube hinweg: hac enim virtute . . quaeque adversa devicit ac saepius nonnulla difficilia ac multis pene impossibilia aggressus . . felici effectu terminavit.[1]) Auch dies ein Zug, der sehr gut zu seiner rastlosen, energischen Tätigkeit paßt.

Sein ganzes Wesen zeigt sehr hübsch eine Kap. 17 (S. 217) erzählte Geschichte. Auf einer Reise kommt der Abt in eine bescheidene Hütte und findet nur eine Frau in den ärmlichsten Verhältnissen darin. oblitus suae dignitatis, oblitus assueti rigoris setzt er sich an den Herd und läßt sie auch sitzen. tunc inter sacrae aedificationis colloquia oculos huc illucque circumferens fragt er sie, wovon sie denn lebten, da es gar so ärmlich aussieht. Indem kommt auch der Mann, und der Abt erkundigt sich nun, wie es mit seinem Glauben bestellt sei. Die Antwort der beiden: quidnam sit fides penitus se ignorare, erschüttert ihn tief: fidem prout capere poterant breviter eis exponit und trifft Sorge, ihrer Armseligkeit etwas abzuhelfen. Das ist ganz schlicht erzählt und so lebendig, daß man annehmen muß, der Erzähler sei selber dabei gewesen. Der gestrenge Herr tritt uns hier entgegen, der seine Augen überall hat und zugreift, wo es not tut. — Ganz ebenso schlicht ist die eindrucksvolle Erzählung vom Tode Wilhelms (Kap. 24); der Verfasser sagt hier ausdrücklich, er sei dabei gewesen (cumque omnes attoniti

1) Kap. 8 Anfang; der Sprache nach auch noch von Haimo.

essemus). Die vorhergehenden Kapitel sind Wilhelms Sorge für die religio monastica, seinen Klostergründungen und seiner Klosterordnung gewidmet.

Alles in allem kann ich dem Urteil Wattenbachs nicht zustimmen, das Werk sei völlig im Legendenstil geschrieben. Wenn man ausscheidet, was mutmaßlich der Bearbeiter hereingebracht hat, und die nun einmal üblichen laudes näher prüft, so ergibt sich doch eine ganze Anzahl guter Beobachtungen und Urteile; die Person Wilhelms ist, wie mir scheint, lebendig und einheitlich gesehen und geschildert, wenn auch zuzugeben ist, daß Haimo nicht zu den großen Geistern unter den Biographen gehört. Ich habe schon oben darauf hingewiesen, daß der Verfasser der so scharf geschnittenen Abtsporträts in der Hirsauer Klosterchronik bei Wilhelm einfach auf die Vita verweist, deren Auffassung und Darstellung also gebilligt haben muß. Das ist immerhin auch ein Zeugnis für ihre Wahrheitstreue.

Ergebnisse.

So findet sich doch bei genauerer Betrachtung eine ganze Menge individueller Gesamtcharakteristiken oder wenigstens Einzelzüge in diesen Viten. Wie es kommt, daß nur von moralisch guten oder wenigstens indifferenten Eigenschaften der Helden gesprochen wird, wissen wir bereits. Auch daß der Mangel an eigentlichen psychologischen Analysen sich vielleicht schon aus dem rhetorischen Charakter der Vita erklärt, wurde schon erwähnt. Nach beiden Richtungen hin ist die Vita Bennonis der erste Versuch, grundsätzlich über die laudatio hinaus zu kommen.

Wir haben oben gesehen, daß von den „unpersönlichen" Viten die meisten von Verfassern stammen, die wir nicht oder höchstens dem Namen nach kennen. Ganz anders verhält es sich bei den „persönlichen" Viten. Hier sind von 15 Verfassern nur drei unbekannt, und auch von diesen drei kann jedenfalls der Verfasser der Vita Heinrici kein gewöhnlicher Geist gewesen sein. Von den zwölf übrigen sind acht Äbte oder sonst zu höheren Stellen gelangt, zwei (Thangmar und Berthold) hervorragende Männer der Wissenschaft, und auch die zwei letzten (Ruotger und Wolfhere) müssen über den Durchschnitt emporgeragt haben, da sie zu dem nächsten Kreis der ausgezeichneten von ihnen geschilderten Männer gehört haben. Wir sehen also: Da wo wirklich tüchtige Köpfe sich an die Aufgabe machen, eine Vita zu schreiben, da fehlt es

nicht an persönlicher Auffassung. Das ist zugleich eine indirekte Bestätigung dessen, was oben über die Verfasser der „unpersönlichen" Viten gesagt worden ist.

Ferner wurde oben hervorgehoben, daß von den „unpersönlichen" Viten weitaus die Mehrzahl dreißig oder noch mehr Jahre nach dem Tode des Helden geschrieben sind. Von den 15 andern Viten sind umgekehrt elf innerhalb der nächsten zehn Jahre nach dem Tode des Helden verfaßt, und zwei zwischen zehn und zwanzig Jahren später; bei den beiden übrigen ist die Abfassungszeit nicht festzustellen. Das ist eine Bestätigung der Beobachtung Günters (S. 186): „Nicht der Schreiber und nicht der Heilige sind in letzter Linie bestimmend für den Grad der Legendenhaftigkeit, sondern der Umstand, ob dem Typus Zeit und Gelegenheit blieb, sich an die Heiligengestalt heranzumachen." Der eine der Umstände, die in jenen andern Viten zur „typischen" Schilderung nötigten, ist damit bei dieser zweiten Gruppe ausgeschaltet.

Sodann ist festzustellen, daß bei den „persönlichen" Viten der Verfasser ausnahmslos auf Grund persönlicher Bekanntschaft mit dem Helden schreibt; bei elf von diesen 15 Viten handelt es sich sogar um ein vertrautes Verhältnis zwischen Darsteller und Dargestelltem, während dies bei den „unpersönlichen" Viten nur ein einziges Mal der Fall ist. Wiederum eine Bestätigung unsrer Feststellung, daß persönliche Bekanntschaft für diese Vitenschreiber eine Grundbedingung für lebendiges Erfassen war. Wichtig ist ferner, daß von den 16 unpersönlichen Viten neun im Auftrag eines andern, meist eines Vorgesetzten, verfaßt sind, von den 15 persönlichen dagegen nur fünf, und bei drei davon stand der Verfasser dem Verstorbenen nahe und schrieb also mit eigener innerer Anteilnahme.

Der Grad der Individualisierung ist also, abgesehen von der für uns meist wenig greifbaren Persönlichkeit des Verfassers, in erster Linie abhängig von den äußeren Bedingungen, unter denen der Verfasser schreibt. Da wo diese günstig liegen, gelingt es ihm in den meisten Fällen, ein einigermaßen lebendiges Bild der Persönlichkeit seines Helden zu zeichnen, mit mehr oder weniger Einzelbeobachtungen. Übrigens darf man nicht vergessen, daß die meisten dieser Verfasser nicht Historiker von Fach und Übung waren, sondern Dilettanten.

Der rhetorische Charakter unsrer Viten mußte ein starker Antrieb zum Typisieren sein, zum Verschweigen persönlicher Züge. Trotzdem

finden sich da, wo die äußeren Umstände dies ermöglichten, Züge genug, die wir für individuell halten dürfen. Wenn viele andre auch in „persönlichen" Viten stark typisch klingen, so beruht das sicherlich in vielen Fällen nicht auf Idealisierung entgegen der Wahrheit, sondern hat seinen Grund in einer starken Einwirkung des Ideals auf das wirkliche Wesen und Handeln der betreffenden Persönlichkeiten. Wenigstens glaube ich in einer Reihe von Fällen eine derartige Einwirkung nachgewiesen zu haben. In jedem Fall nun aber typisierende Darstellung des Lobredners und tatsächlich typische, weil vom Ideal beeinflußte Lebensweise des Helden in den Viten auseinanderzuhalten, ist bei dem fast völligen Mangel an Kontrollmaterial unmöglich. Man kann nur sagen: je weniger die einzelne Vita persönliche Züge zu berichten weiß, desto mehr ist Mißtrauen gegenüber ihren „typischen" Schilderungen am Platz; und je mehr sich persönliche Züge unter typisch klingenden finden, desto eher sind auch diese letzteren glaubwürdig.

Man spricht so gern von dem „erbaulichen Charakter" der Vita. Was damit gemeint ist, zeigt die Äußerung Schmeidlers (S. 7): „Der Mensch ist (nach der Auffassung jener Zeiten) dazu da, für sich um das Himmelreich zu kämpfen, und nach seinem Tode, wenn er danach war, den Nachkommen als moralisches Beispiel zu dienen. Weiteres von seinem persönlichen Leben und seiner Wesensbeschaffenheit, was für diese erbaulichen Zwecke nicht notwendig ist, zu erwähnen, ist unnötig und verwerflich." Auch Eicken in seinem Werk über Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung urteilt ähnlich. Ich denke, die genauere Betrachtung der einzelnen Viten hat die Einseitigkeit dieses Urteils deutlich genug gezeigt. Wohl ist kein Zweifel, daß sich der erbauliche Zweck bei einer Reihe von Viten sehr stark bemerklich macht. Aber daneben sehen wir in der eben betrachteten Gruppe der „persönlichen" Viten ein unverkennbar starkes Interesse für die Persönlichkeit des Helden selber, für die ganze, nicht etwa bloß für seine kirchlich verwertbaren Eigenschaften. Männer wie Bruno oder Johannes trieb gewiß nicht das Bestreben, ein schönes Erbauungsbuch zu schreiben, sondern die warme, ehrliche Anteilnahme des Menschen am Menschen.

Schluß.

So ergibt sich für alle drei Gattungen mittelalterlicher historischer Schriftstellerei, Annalistik, Lokalgeschichte und Vita, dasselbe Bild.

Die Kunst der psychologischen Zergliederung ist naturgemäß noch längst nicht so ausgearbeitet wie heutigentags. Ansätze dazu, oft recht achtungswerte, finden sich aber nicht wenige. Zahlreicher sind die Fälle, die uns beweisen, daß ein geistig einigermaßen begabter Mann bei genügender Kenntnis der zu schildernden Persönlichkeit auch in unsrer Periode schon recht wohl imstande war, das Wesen dieser Persönlichkeit zu kennzeichnen. Gut beobachtete Einzelzüge vollends vermissen wir fast nur in dem Fall, daß dem Verfasser das nötige Tatsachenmaterial nicht zu Gebote stand. Erschwert wird uns ein Urteil über die Befähigung der Menschen jenes Zeitabschnitts zu persönlicher Auffassung und Darstellung dadurch, daß gerade in den Schriften, die sich besonders mit einzelnen Persönlichkeiten befaßten, die Verfasser sehr oft nicht alles sagten, was sie wußten. In den Viten hindert sie daran deren Charakter als Werke der Rhetorik und der Pietät, in den Lokalgeschichten vielfach die Gedrängtheit der Darstellung. Dazu kommt noch häufig der Mangel an genügendem Quellenmaterial. Denn gerade die Zeugnisse persönlicher Natur, insbesondere Briefe, standen dem Schriftsteller unsrer Periode nur in seltenen Fällen in hinreichender Menge zur Verfügung; das beweist schon die im Verhältnis zu den Urkunden geringe Zahl derer, die auf uns gekommen sind.

All diesen Dingen, der ganzen Eigenart der mittelalterlichen Geschichtschreibung wird vielfach nicht genügend Rechnung getragen in den Darstellungen der mittelalterlichen Geistesverfassung. Mag der hier vorgelegte Versuch dazu beitragen, das Urteil über das Mittelalter günstiger zu gestalten. Ich schließe ihn mit einem Wort von W. Goetz: (H. Z. 98, 51): „Gewisse Züge des menschlichen Geschlechts und des menschlichen „Individualismus" sind von Natur her überall vorhanden — man darf sich nur nicht durch ein Schema den Blick dafür verbinden lassen. Je mehr wir auch intimes Material des Mittelalters kennen lernen, je mehr wir den absurden Schluß vermeiden, aus fehlendem Material auf fehlende Züge im Bilde jener Zeit zu schließen, um so mehr wird Leben der Renaissance im Leben des Mittelalters zu erkennen sein."

LEBENSLAUF.

Ich Rudolf Teuffel bin geboren am 9. August 1884 in Tübingen als Sohn des verstorbenen Gymnasialprofessors Dr. Sigmund Teuffel. Ich durchlief das Tübinger Gymnasium, diente 1902/03 als Einjährig-Freiwilliger und widmete mich dann, als Angehöriger des Stifts, dem Studium der klassischen Philologie und der Geschichte an der Universität Tübingen. Ich hörte Vorlesungen und Seminarien der Professoren Schwabe, Schmid, Gundermann, Herzog, Fischer, von Below, Goetz, Busch, Kornemann, Adickes, Maier. 1907 bestand ich die erste humanistische Dienstprüfung, 1909 die zweite. Nach einjähriger Verwendung als Hilfslehrer im Gymnasium Hall trat ich im Herbst 1910 eine sechsmonatige Studienreise nach Italien an. Im Frühjahr 1911 wurde mir die Oberpräzeptorstelle an der Latein- und Realschule Blaubeuren übertragen, die ich jetzt noch innehabe.

Allen meinen einstigen Lehrern sei auch an dieser Stelle der gebührende Dank gesagt, insbesondere Herrn Professor Dr. Goetz, dem ich neben vielem andern auch die Anregung und Förderung dieser Arbeit verdanke.

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

